

LESEPROBE

DONALD CHRISTOPHER ABRON

# COBALT

a Roman deep noir

Donald Christopher Abron

## **Cobalt - a Roman deep noir**

Erster Teil der San Cobalto-Serie

Donald Christopher Abron  
Cobalt – a Roman deep noir

© 2015 Peter Bolliger  
Alle Rechte vorbehalten  
2. Auflage 2017  
Erstausgabe 2015  
Kostenlose Leseprobe (Mobile optimierte Seitengröße)

Lektorat: Andreas Meyer ([www.romanlektorat.de](http://www.romanlektorat.de))  
Umschlaggestaltung: Peter Bolliger

Bildmaterial:  
[www.istockphoto.com](http://www.istockphoto.com)  
Fonts:  
*Dirty Ego* von Eduardo Recife  
*1942 report* von Johan Holmdahl

[www.deep-noir.com](http://www.deep-noir.com)  
[www.facebook.com/aromandeepnoir/](https://www.facebook.com/aromandeepnoir/)

# COBALT

a Roman deep noir

*Für Marco "Röbi" Pfister.  
Du warst einer der Besten.*

## Veritas odium parit

*Mrs. Rhea*

Das spärliche Licht des mageren Neumondes schaffte es nicht, die Konturen seines Gesichtes nachzuzeichnen. Brauchte es auch nicht. Die Schärfe seiner Stimme durchstach mit Leichtigkeit die Dunkelheit des Hauses, in dem niemals ein Licht brannte.

»Und Sie sind absolut sicher, dass Mr. Warwick dafür geeignet ist? Er könnte dabei sterben, haben Sie daran gedacht?«

Er wusste haargenau, wie sehr mich diese Frage beunruhigte, doch hatte ich mir dutzende Male darüber den Kopf zerbrochen. Ich wollte es so.

*Keine Kompromisse mehr, alles oder nichts.*

Meine Antwort war sachlich, genau so, wie er es mochte:

»Sterben kann man in dieser Stadt überall und zu jeder Zeit. Warwick ist der Richtige und wird uns eine große Hilfe sein.«

Er hielt kurz inne und überlegte. Was immer in seinem alten, erfahrenen Hirn für Entscheidungen getroffen wurden, sie bestimmten nicht selten das Schicksal der ganzen Stadt. Seit Anbeginn der Menschheit versuchte diese, sich die Freiheit zu erkämpfen, um selbst über ihr Schicksal zu entscheiden. In Wahrheit aber war sie dazu noch nie fähig gewesen. Schon immer gab es Leute, die der Masse das Entscheiden abnehmen mussten.

»Veritas odium parit«, würde er dazu sagen.

*Wahrheit erzeugt Hass.*

Mein Blick schweifte ab, ich sah durch die Glasfront hinter seinem Rollstuhl auf die Stadt hinunter. Schwach und kränklich glommen die Lichter in der Nacht.

»Nun gut«, fuhr er fort. »Hoffen wir, dass Sie recht behalten. Seitdem die ersten Kostproben im Umlauf sind, ist die ganze Stadt ein Pulverfass. Wenn wir die Kontrolle verlieren und diese Ware den falschen Leuten in die Finger gerät, dann behüte uns Gott.«

Auf Gott war leider schon lange kein Verlass mehr in dieser Stadt der Finsternis.

»Sollen wir Warwick unsere bisherigen Informationen über die Droge zuspielen?«, fragte ich. »Er wird aufgrund seines aktuellen Falles früher oder später auf Tanja stoßen.«

Er schüttelte fast unmerklich den Kopf. »Nein. Tanja soll die beiden Dinge momentan strikt voneinander trennen. Wir



brauchen einen konkreteren Plan, um  
Warwick richtig einsetzen zu können.  
Zudem wird er besser funktionieren, wenn  
er nicht zu viel weiß.«

# Blutlinien

*Jonathan Warwick*

Sie kenne da eine Pflegerin, die mir vielleicht weiterhelfen könne, erzählte mir die alte Frau. Ihr Name sei Ms. Tanja Pandora und sie arbeite im Altenheim an der Maple Alley. Mehr wusste die Alte nicht, doch mehr konnte ich von einem halbminütigen Gespräch auch nicht verlangen.

Ich bedankte mich, verließ das Lagerhaus und ging zu meinem schwarzen Impala, den die Alte bei meiner Ankunft mit Skepsis betrachtete hatte. Weil der Impala nach einem Privatwagen aussah (was er auch war), glaubten viele im ersten Moment nicht, dass ich tatsächlich als Polizist arbeitete. Ich erklärte ihnen dann stets, dass

es sich mit so einem Wagen viel einfacher beschatten ließ, als mit einem, der schwarz-weiß lackiert war und ein Blaulicht auf dem Dach hatte.

Ich stieg ein, weckte die acht Zylinder aus ihrem kurzen Nickerchen und fuhr in den trüben Nachmittag hinein. Die Maple Alley lag in den Clover Heights, dem einzigen Quartier, das immer noch krampfhaft versuchte, den Glanz der Stadt zu erhalten. Oder zumindest vorzutäuschen. Dort, wo die Schönen und Reichen wohnten, war gebrochener Stolz schmerzhafter als ein gebrochenes Rückgrat. Sie krallten sich an ihrem Bildnis des Edlen fest, während der Rest der Stadt im Dreck versank. Wie Würmer durch die Erde bahnten sich das Verbrechen und das Gesetz der Straße ihren Weg durch Häuser und Blocks.

Ich starrte durch die Frontscheibe. Am Nachmittagshimmel klebte schmieriges

Grau, nicht besser als zu Beginn des Tages. Zudem ließ einen der einbrechende Winter jeden Tag aufs Neue im Ungewissen, ob sich die Straßen nicht demnächst mit Glätteis überziehen würden.

»Tanja Pandora«, hallte mir der Name durch den Kopf. Irgendwie majestätisch und dennoch fast lächerlich. *Wohl kaum ihr richtiger Name.*

Zwanzig Minuten später parkte ich den Wagen auf dem Hinterhof des Altenheims. Ein weitläufiger Parkplatz, scheinbar für einen täglichen Massenandrang konzipiert. Die Realität war trostlos: Die wenigen Automobile, die sich auf dem Parkplatz verloren, ordnete ich den Angestellten zu.

Ich betrat das Gebäude durch den Hintereingang und schlenderte nach vorne zur Information. Da das Heim erst kürzlich errichtet worden war, blieb der erwartete muffige Geruch aus. Eine moderne,

unspektakuläre Architektur unterstrich die antiseptische Kälte.

*Wie in einem Hospital*, dachte ich.

Ich hasste Spitäler, die brachten unangenehme Erinnerungen an längst vergangene, bessere Zeiten hervor.

Im Flur saßen einige der Bewohner auf Stühlen und verfolgten jeden meiner Schritte mit gläsernen Augen. Scheinbar war ich das einzige sich bewegende Objekt in ihrem Blickfeld, das ihnen bewies, dass sie nicht ein Standbild anstarrten. Ich fragte mich, ob ich wirklich nach Tanja Pandora fragen sollte. Aber ich hatte wohl keine Wahl.

»Sie ist gerade bei der Arbeit«, teilte mir die junge Frau hinter der Empfangstheke in freundlichem Tonfall mit.

»Es ist wichtig«, fügte ich hinzu und zeigte ihr meine Marke. Sie schien im ersten

Moment ein wenig erschrocken, fasste sich aber sofort wieder.

»Na gut, sie ist gerade im ersten Stock. Aber warten Sie bitte, bis sie auf den Gang rauskommt. Ich möchte nicht, dass unsere Bewohner gestört werden.«

Ich nickte, ging an der Infotheke vorbei und betrat das Treppenhaus. Oben erwartete mich ein langer Flur, beidseitig gesäumt von Zimmertüren und nur auf der einen Seite von einem durch Glasscheiben abgetrennten Raum unterbrochen. An den Wänden waren Bänke aufgereiht, auf denen wieder ein paar alte Leute saßen. Wie auf einem Bahnhof, wo jeder nur herumhockt und wartet. Auf den Zug, auf Angehörige, aufs Taxi. Doch anstelle des Zuges kam hier am Ende des Wartens nur der Tod. Die Alten schienen einfach stumm dazusitzen und zuzusehen, wie die letzten Körner ihrer Sanduhr herausrieselten.

Ich begrüßte sie mit einem kurzen Nicken und folgte dem Gang. Am Ende befand sich ein großes Fenster. Schon von weitem konnte ich erkennen, dass es draußen mittlerweile zu regnen begonnen hatte. Beim Fenster saß seltsamerweise niemand mehr, obwohl es das einzige Fenster des Flures war. Allerdings war die Aussicht auch bescheiden. Die bilderlosen Wände taten ihr Übriges - trotz des reinweißen Anstrichs waren sie genauso abstoßend wie die Nacht zu ihrer dunkelsten Stunde. Der Hauch des Todes wehte in diesem antiseptischen Gebäude, und plötzlich konnte ich den Gram der alten Leute mitfühlen. Alles wirkte eigenartig fremd.

*Genau wie bei mir zu Hause, dachte ich.*

Vor mir öffnete sich eine Tür, eine Frau trat heraus und für eine Sekunde vergaß ich das Atmen. Die Frau war wunderschön,

doch die Kälte in ihren Gesichtszügen erschreckte mich. Sie trug für den Alltagsgebrauch geradezu schwindelerregend hohe Absätze, die Farbe ihrer Schuhe war perfekt auf die ihres Lippenstiftes abgestimmt und ihre halterlosen Strümpfe endeten genau dort, wo der Rocksaum ihres Arbeitskittels begann.

*Eine Pflegerin in Stöckelschuhen?*

So etwas war mir höchstens aus schlechten Pornofilmen bekannt.

In den Händen trug sie ein Tablett. Jede ihrer Bewegungen war kontrolliert und routiniert und dennoch behutsam. Sie tat nicht so, als hätte sie mein Erscheinen überrascht, ihr Blick verriet mir, dass sie genau wusste, dass ich sie suchte.

»Sind Sie Ms. Tanja Pandora?« Mein Mund fragte, was mein Hirn längst



vergessen hatte. Routine war eben doch für etwas zu gebrauchen.

»Kommt darauf an, wer fragt«, kam die Antwort zurück, freundlicher als ich erwartet hätte.

»Detective Jonathan Warwick, SCPD.«

»Dann kann ich wohl schlecht Nein sagen.«

Ich hatte mich mittlerweile etwas berappelt und setzte mein erprobtes Cop-Lächeln auf. »Es würde uns beiden wohl weniger Probleme bescheren.«

»Lassen Sie mich noch kurz das letzte Zimmer fertig machen, dann habe ich Zeit«, erklärte sie.

»Sicher doch.«

Sie verschwand hinter der nächsten Tür.

*Die Büchse der Pandora*, dachte ich. *Wehe dem, der sie zu öffnen wagt.*

Was sie mit dieser Aufmachung wohl bezweckte? Die Fantasien alter Männer

anspornen? Wohl kaum. Was dann? Alte Leute mit der Erinnerung an ihre blühende Jugend quälen?

*Böser Gedanke.*

Wieder schweifte mein Blick zu den älteren Menschen, die mit Ausnahme von einem, der gerade zurück in sein Zimmer schlurfte, alle wie festgenagelt auf ihren Plätzen saßen. Sie erinnerten mich irgendwie an Leichen. Aber keine gewöhnlichen Leichen, sondern Mordopfer. Nur war es mit ihrer Redseligkeit gerade andersrum. Während bei Mordopfern enorm viele Interessenten für ihre Geschichten vorhanden waren, schwiegen besagte Leichen sich in der Regel beharrlich aus. Die Alten hingegen hatten Unmengen von Geschichten zu erzählen, aber niemand hörte ihnen zu. Bis zu dem Tag, an dem sie plötzlich auslöschen und für immer in Vergessenheit geraten.

Ms. Pandora trat wieder auf den Gang hinaus. »Folgen Sie mir in meine Garderobe, dort können wir ungestört reden.«

Das Wort »Garderobe« in Verbindung mit ihr zündete in meinem Kopf ein Feuerwerk. *Du bist Detective, reiß dich zusammen!*, fluchte meine innere Stimme.

Ich war kein Lüstling, aber derartige Fantasien waren nicht gerade hilfreich. Zudem wollte ich meine Polizeimarke nicht mit solchen Kleinigkeiten beschmutzen. Zwar war ich schon lange kein schimmernder Ritter der Gerechtigkeit mehr, aber diese Marke war mittlerweile zu meinem einzigen Freund und Helfer geworden. Mit ihr hatte ich erheblich bessere Chancen, meine eigenen Probleme zu lösen.

Ich folgte Ms. Pandora bis zum Medikamentenraum in der Mitte des Ganges. Ihr aufreizender Gang passte

perfekt zu ihrem restlichen Erscheinen. Was davon Schauspiel und was natürliche Neigung zu Exhibitionismus war, blieb mir ein Rätsel.

Vier mannshohe Glasscheiben schützten den Medikamentenraum vor unbefugtem Zutritt. Zwei davon waren Schiebetüren und Ms. Pandora öffnete sie mit Hilfe eines elektronischen Patches. Drinnen stellte sie das Tablett ab und ordnete die übrigen Medikamente in die Schränke ein.

Ich wartete draußen und studierte jede ihrer Bewegungen. Allem Anschein nach verrichtete sie ihre Arbeit mit großer Sorgfalt. Eine bloße Tarnung erschien mir zunehmend unglaubwürdig.

Sie kam wieder heraus und deutete mit einem Kopfnicken in Richtung Treppenhaus. »Wir nehmen die Treppe, der Aufzug ist für alte Leute.«

Der Flur im zweiten Stockwerk war menschenleer, ansonsten aber war er eine exakte Kopie der ersten Etage.

»Wohnt hier niemand?«, fragte ich, während wir den Gang entlanggingen.

»Nein. Wir waren noch nie dermaßen ausgelastet, dass wir diese Zimmer benötigt hätten. Wir vermeiden es auch strikt, einzelne Bewohner hier unterzubringen. Einsamkeit ist ein emsiger Gehilfe des Todes.«

Wie recht sie hatte. Die alten Leute unten hatten mir zuvor dasselbe erzählt. Nur eben ohne Worte.

Am Ende des Ganges bog sie rechts ab und blieb vor einer schmalen Tür stehen, die tiefer in die Wand eingelassen war als alle übrigen. Dadurch bildete sich eine schulterbreite Nische, gerade groß genug, um sich darin zu verstecken und zufälligen

Blicken aus dem Gang entkommen zu können.

Ms. Pandora zog einen Schlüssel aus der Brusttasche ihres Kittels und öffnete die Tür. Ich folgte ihr.

Drinnen war es düster, nur durch die halb geschlossenen Storen-Lamellen eines Fensters fiel spärliches, graues Licht. Mitten im Raum stand ein Schreibtisch, links davon ein leeres Gestell. An der anderen Wand reihten sich etwa ein halbes Dutzend Spinde nahtlos aneinander, die meisten davon machten einen unbenutzten Eindruck.

»Ich dachte, dies sei eine Garderobe«, sagte ich und schloss die Tür hinter mir.

»Ist es eigentlich auch. Aber da niemand außer mir diese Garderobe nutzt, habe ich sie zu einem zweckmäßigen Arbeitszimmer aufgerüstet. Für Papierkram und so.«

»Das heißt, das Heim beschäftigt weitaus weniger Angestellte als ursprünglich geplant?«

»Ja. Um die leeren Zimmer braucht sich ja niemand zu kümmern. Und mit den restlichen komme ich alleine klar.«

Sie setzte sich an den Schreibtisch und bot mir den Platz davor an. Ich hockte mich auf den billigen Plastikstuhl.

»Warum haben Sie denn ihren Arbeitstisch hier und nicht in einem dafür vorgesehenen Arbeitszimmer?«, fragte ichforsch. »So etwas gibt es doch sicher. Ihre Kollegen müssen doch auch irgendwo ihren Papierkram erledigen, nicht wahr?«

Ms. Pandora lehnte sich beiläufig auf die Tischplatte, den Blick starr auf mich gerichtet. Ihr Dekolleté gab einiges preis, soviel konnte ich aus dem Augenwinkel erkennen. Zwar waren die Zeiten, in denen derartige Anblicke bei mir zu

Schweißausbrüchen führten, seit einem Vierteljahrhundert vorbei, doch hieß das noch lange nicht, dass es sich jetzt anders anfühlte. Nur die Kontrolle bewahren konnte ich mittlerweile besser. Man bekam ja auch nicht täglich Gelegenheit, die eigene Standfestigkeit zu testen, solche Momente waren selten.

»Nicht jeder hier überlegt so weit wie Sie«, sagte Ms. Pandora schließlich. »Und solange ich genügend Vorwände einbringe, kann ich hier ungestört ein paar eigene Sachen erledigen. Aber das sollte unser kleines Geheimnis bleiben, versprochen?«

Ich musterte sie eine Sekunde lang. Dann setzte ich mein verschmitztes (wie ich hoffte) Cop-Lächeln auf. »Versprochen. Darf ich Ihnen jetzt ein paar Fragen stellen, die mein Verschwinden beschleunigen könnten?«



Ihr Oberkörper schnellte zurück in die Lehne ihres Sessels. »Aber natürlich, deswegen sind Sie ja hier.«

»Arbeiten Sie schon lange hier?«

»Erst seit knapp einem Jahr. Stört es Sie, wenn ich rauche?«, fragte sie und öffnete die oberste Schublade des Bürotisches, um ein angebrochenes Päckchen *Redland smooth* herauszufischen.

»Nein, nur zu.«

»Möchten Sie auch eine Zigarette?«

»Nein, danke. Ich habe aufgehört.«

»Kluge Entscheidung«, bestätigte sie und zündete sich ihre Zigarette an. Dann sog sie genüsslich daran und blies den Rauch Richtung Decke.

»Sie sind also ein Hüter des Gesetzes?«, riss sie die Fragerunde an sich. Ich ließ sie gewähren. Schließlich konnte es nicht schaden, diese illustre Person einige Augenblicke länger zu beobachten.

»Ich bin Polizist. Die Stadt hat ja mittlerweile ihre eigenen Gesetze«, klagte ich. »Aber kommen wir zur Sache. Der Grund, warum ich hier bin, ist, dass Senator Ramírez ermordet wurde. Sie haben sicher davon gehört.«

»Ja. Dieser Hund war schon lange überfällig.«

Irgendwie überraschte mich diese Kaltblütigkeit nicht. »Ich bin auf der Suche nach Angehörigen und Bekannten«, fuhr ich fort. »Vom Privatleben des Senators ist nicht viel bekannt. Bis jetzt hatte ich keinen großen Erfolg. Ich habe jedoch ein paar Hinweise erhalten. Und einer davon führt mich zu Ihnen. Kannten Sie den Senator?«

Ms. Pandora hüllte sich in eine Rauchwolke. Dann wedelte sie den Rauch fort und setzte ein schelmisches Grinsen auf. Vermutlich hielt sie mich für einen Idioten.

»Er war mein Vater.«

*Bingo, der Jackpot. Jetzt nur nicht gleich rumhüpfen.*

»Dann mochten Sie ihn wohl nicht sehr?«, fragte ich kühl.

»Was glauben Sie denn, warum ich seinen Namen nicht tragen will?«

Nun, das war in der Tat eine seltsame Sache. »Wann haben Sie ihn zum letzten Mal gesehen?«

»Heute Morgen im Fernsehen. Frisch verpackt im Leichensack.«

*Teufelsweib!* Genauso hitzköpfig wie ihr Vater, aber bei lebendigem Leibe kälter als jener bei totem.

»Und getroffen? Ich meine, wann haben Sie sich zum letzten Mal persönlich mit Ihrem Vater getroffen?«

Wieder ein Zug von der Zigarette und eine Denkpause. »Hm, das muss Jahre her sein. Um ehrlich zu sein, ich kann Ihnen nichts über ihn erzählen, das Sie nicht auch

wissen. Keine Ahnung, wer seine Freunde und wer seine Feinde waren.«

Ich schwieg.

Nach der Art und Weise zu schließen, wie mir Ms. Pandora Auskünfte erteilte, gab es meiner Erfahrung nach nur zwei Möglichkeiten. Die erste war, sie wusste wirklich nichts. Die zweite, sie wusste sehr wohl etwas, würde aber um keinen Preis den Mund aufmachen. Reine Zeitverschwendung, sie weiterhin mit Standardfragen zu überhäufen. Eher würde die Titanic mit hundertjähriger Verspätung in den New Yorker Hafen einlaufen.

»Nun gut, dann will ich Sie nicht länger aufhalten. Geben Sie mir ihre Nummer, falls ich Sie doch noch einmal etwas fragen müsste?«

»Sicher.«

Sie öffnete die Schreibtischschublade, nahm eine Visitenkarte heraus und schob sie

mir über den Tisch. Ich las den Namen:  
Tanja Pandora.

»Warum nennen sie sich *Pandora*? Weil's toll klingt?«

»Vielleicht. Vielleicht auch, weil diesen Namen sonst garantiert niemand trägt.« Sie starrte ihre zur Hälfte niedergebrannte Zigarette an.

»Die ›Große Unbekannte‹ sozusagen?«

»So ungefähr. Niemand stellt lästige Fragen zur Familie, wenn ihm der Name nicht bekannt vorkommt. So bin ich nur eine Fremde, die nach San Cobalto gezogen ist, um hier zu arbeiten. Punkt.«

Ich setzte wieder mein schiefes Grinsen auf und lachte gekünstelt vor mich hin.

»Damit führt ihre Blutlinie wohl nicht mehr zum Senator der Stadt, sondern direkt zu den Göttern im Olymp!«

»Könnte man so sagen«, fügte sie hinzu, einen Moment später als erwartet.

Ms. Pandoras Selbstsicherheit hatte mein Ego weitgehend aufgerieben. Ich versuchte dies zu kompensieren, indem ich mich ruckartig erhob. Die vorgetäuschte Dynamik überraschte sie jedoch nicht im Geringsten. Wortlos ging ich zur Tür. Den Türgriff bereits fest in der Hand, drehte ich mich noch einmal um. Sie sah mich mit einem neckischen Blick an, als wollte sie sagen: »Komm - frag mich doch, was dir am heißesten unter den Fingernägeln brennt«.

Ich tat ihr den Gefallen. »Darf ich Sie noch etwas fragen?«

»Nur zu.«

»Es ist zwar persönlich und geht mich im Grunde genommen überhaupt nichts an ...«

Sie neigte ihren Kopf.

»Warum diese Aufmachung?«, wollte ich wissen. »Ich meine, ist das nicht ähm ... unpraktisch in einem Altenheim?«

Sie lächelte belustigt. »Wissen Sie, wahrscheinlich ist es mein Stolz - dass ich mich nicht anpasse an irgendwelche Standards. Was die alten Leute denken, ist mir sowieso egal, ich tue weit mehr für sie, als ich müsste.«

Ein kalter Schauer jagte mir den Rücken hinunter. Tanja Pandora schien wirklich haargenau zu wissen, was sie tat. Falls sie eine Art Köder gewesen wäre, hätte man mich jetzt mühelos angeln können. Sie war faszinierend, fesselnd, furchterregend und vor allem gefährlich. So sehr ich starke Frauen auch mochte, hasste ich sie auch. Außer Sally, die ihre Stärke niemals gegen mich gewandt hatte.

»Alles klar.« Mit einem kurzen Nicken verabschiedete ich mich. Erst als ich die Tür hinter mir geschlossen hatte, wurde ich das Gefühl los, dass ihr Blick mir in den Rücken stach. Draußen auf dem Gang versuchte ich,

meine Sachlichkeit wiederzugewinnen und ließ die Gedanken in meinem Kopf kreisen.

*Die Tochter des Senators. Die wahrscheinlich nächste noch lebende Verwandte. Und doch keine Hilfe.*

Wirklich?

Ich hatte zwar keine Ahnung, welches Geheimnis sie hütete, aber irgendein altbewährtes Gefühl ließ mich vermuten, dass hier irgendetwas Größeres im Gange war. Carlos Ramírez war kein netter Mann gewesen. Man hatte ihn gewählt, weil er die Bevölkerung davon hatte überzeugen können, dass er der Richtige war, das organisierte (wie auch das unorganisierte) Verbrechen zu bekämpfen. Was er ja dann auch erfolgreich tat. Und was zu seiner Beliebtheit beitrug.

Ansonsten war es so, wie Ms. Pandora es gesagt hatte. Niemand wusste, wer die wahren Freunde des Senators waren. Dafür



wimmelte die Stadt von seinen Feinden, was die Sache nicht gerade einfacher machte. Doch etwas war auf jeden Fall faul hier. Und es hatte mit ihr zu tun - mit Ms. Tanja Pandora.

Unten an der Rezeption stellte ich noch ein paar Fragen, um Ms.' Pandoras Aussagen zu überprüfen und nahm dann denselben Weg, auf dem ich auch hereingekommen war. Ich konnte den Anblick der alten Leute nicht länger ertragen. Keine Ahnung, ob sie mir leid taten oder mir mit ihrem leeren Starren einfach nur auf die Nerven gingen.

Draußen lief ich durch einen sintflutartigen Regen zum Impala. Obwohl mein Besuch kaum eine halbe Stunde gedauert haben mochte, kam es mir mittlerweile wie eine Ewigkeit vor. Lag wohl daran, dass in jenen Gemächern des

Sterbens auch die Zeit selbst an ihrer  
Beständigkeit zu zweifeln schien.

## Der Kunde ist König

*Elizabeth »Liz« Nemo*

Der Regen hämmerte wie bekloppt gegen die schmutzigen Scheiben. Ich lag halbnackt drinnen auf dem alten Bett, wo schon so mancher notgeile Sack seine versauten Fantasien befriedigt hatte. Mit mir, der namenlosen Hure, die alle nur »Nemo« nannten.

Wieder einmal fragte ich mich, warum das wohl so war.

Hatten meine Eltern mich verstoßen? Waren sie tot? Oder war meine Mutter ebenfalls eine Prostituierte, die keine Möglichkeit hatte, für ihr Kind zu sorgen?

Das Einzige, das daran erinnerte, überhaupt Eltern zu haben, war ein goldenes Armbändchen, das mir nach der

Geburt an mein Handgelenk gelegt worden war. Darauf stand der Name Elizabeth und mein Geburtsdatum. Den Rest haben die Leute selbst dazu gedichtet.

Elizabeth Niemand.

Liz Nemo.

Als dieses Geburtsdatum sich dann zum vierzehnten Mal jährte, war ich ein junges Waisenkind, das in einem Heim lebte, nichts besaß und doch ein Stück vom Kuchen der Welt haben wollte. An eben diesem Tag beschloss ich damals, aus dem Heim abzuhausen.

Draußen kannte ich niemanden und hatte auch nicht die geringste Ahnung, wo ich hingehen wollte. Aber das spielte keine Rolle. Ich zog planlos durch die Straßen, klaute irgendwo etwas zu Essen und versteckte mich nachts in den dunkelsten Gassen, dort wo selbst die anderen Obdachlosen mich nicht fanden. Zwar

wusste ich nicht viel über das Leben außerhalb des Heims, doch konnte ich mir sehr gut vorstellen, was ein Penner, der nichts zu verlieren hatte, mit einem hilflosen Mädchen wie mir alles anstellen mochte.

Das ging dann ein paar Wochen so weiter, bis zu dem Tag, an dem ich wissen wollte, was denn an dem Zeugs namens Whiskey so toll war. Ich klaute mir bei meiner üblichen Essenstour eine Flasche und ließ mir das Zeug den Hals runterbrennen. Natürlich brauchte es nicht viel und nach wenigen Schlucken war ich kaum mehr in der Lage, mir ein sicheres Nachtlager zu suchen. So blieb ich irgendwo im Halbdunkel eines Straßenstrichs schlafend liegen, bis jemand an mir zu rütteln begann. Ich war noch immer stockbesoffen und hätte keine Chance gehabt, irgendwie davonzukommen.

Doch ich hatte Glück.

Es war ein Straßenmädchen namens Cassidy, das mich fand und aufweckte. Sie war etwa in meinem Alter und nahm mich mit ins *Maison Blanche*, wo sie nachts arbeitete. Als ich am nächsten Morgen halbwegs nüchtern wieder aufwachte, fand ich mich in einem spärlichen, aber nicht unfreundlich eingerichteten Zimmer wieder. Eine Weile lag ich noch da, starrte die Decke an und versuchte zu rekonstruieren, was alles passiert war. Dann kam Cassidy herein, in der Hand hielt sie ein Glas Wasser, das sie mir dann auf das kleine Nachttischchen stellte. Wieder einigermaßen bei Sinnen, erklärte sie mir, was im *Maison* so genau ablief.

Es sei wie ein zuhälterloses Bordell, in dem alle Mädchen bei Bedarf für ein geringes Entgelt ein Zimmer mieten konnten. Fast jedes Mädchen, das in dieses Gewerbe einstieg, fing hier an. So könnte

man zusammenhalten und sei nicht allein und allem schutzlos ausgeliefert. Die Zuhälter der großen Etablissements hätten indes den Wert dieser Institution erkannt und kamen regelmäßig vorbei, um dem einen oder anderen Mädchen ein Angebot zu machen.

So herrschte im Gewerbe auch eine gewisse Sicherheit, da sie bei schlechter Behandlung auch wieder abhauen könnten und natürlich hierhin zurückkehren. Das sei aber dann doch nicht immer ganz einfach, erklärte Cassidy mir. Deshalb sei sie auch noch nie auf so ein Angebot eingegangen und riet mir, das auch nicht zu tun. Denn ich sei sehr hübsch und sie sähe durchaus eine Möglichkeit für mich, auch im *Maison* zu arbeiten. Das kam damals sehr überraschend und ich reagierte mit entsprechender Ablehnung. Sie sagte, ich solle mich ein wenig im Haus herumtreiben

und es mir überlegen, denn obwohl sie mir gerne helfe, könne sie mir nicht jede Nacht ein Zimmer bezahlen. Das leuchtete mir natürlich ein, aber überzeugen konnte es mich dennoch nicht. Cassidy aber lud mich nach unten an die Bar ein, wo sich die anderen Mädchen tagsüber die Zeit vertrieben, wenn nicht gerade ein gestresster Geschäftsmann seinen Frust abbauen wollte. Da lernte ich was kennen, was mir bisher vorenthalten gewesen war, nämlich so etwas wie ein soziales Umfeld, oder wie immer man das auch nennt. So saß ich da, hatte einen Kater und erzählte von meinem Leben, das keines war.

Einige der Mädchen hatten eine ganz ähnliche Geschichte, was mir so etwas wie Geborgenheit gab. Eben kämpfte ich mich noch alleine durch die Nacht, jetzt saß ich inmitten von Gleichgesinnten.

*Toll.*



Als dann plötzlich ein Freier hereinkam, sich umsah und die Neue verlangte, war mein Auftritt gefragt. Schien wie die Chance meines Lebens, nur dass ich mir die irgendwie anders vorgestellt hatte.

Als ich das dann realisierte, lief es mir heiß und kalt den Rücken runter. Alles in mir sträubte sich, doch wollte ich vor meinen neuen Freundinnen nicht als Versagerin dastehen. Ich sah Cassidy hilfesuchend an, doch auch sie zuckte nur mit den Achseln und hatte diesen erwartungsvollen Blick in den Augen. Tja, ich konnte wohl nicht anders. Ohne gänzlich zu wissen, was ich tat, stand ich auf und ging zu dem Kunden hin. Ich führte ihn in das Zimmer, in dem ich die letzte Nacht verbracht hatte und ließ ihn machen. Wie ein rüdigter Hund stürzte er sich auf mich, riss mir die Kleider vom Leib und drückte mich auf die Matratze.

Er sagte Sachen wie »Du bist so geil«, während er seine Finger überall in mich reinsteckte. Ich war erst vierzehn, doch das war ihm völlig egal. Schließlich entfesselte er die Rute, schob auch die in mich rein und begann, mich von innen her auszupeitschen. So jedenfalls nahm ich das wahr und als er sich nach gefühlten drei Stunden endlich wieder anzog, war mein Körper innen wie außen vollgespritzt mit seinen Säften. Er riss zwei Fünzigdollarnoten aus seiner Briefftasche und warf sie in die Luft. Noch bevor die erste Dollarnote den Boden erreicht hatte, stand die Tür weit offen und der Mann war wieder verschwunden.

Ich drehte mich auf den Bauch, starrte die Wand an und weinte. Eben noch schien ich das Paradies gefunden zu haben, jetzt war es die Hölle. Nie wieder wollte ich das über mich ergehen lassen. Cassidy kam rein, kniete sich neben das Bett und streichelte

mir übers Gesicht. Das erste Mal sei immer das schlimmste, sagte sie und legte mir eine kleine Pille aufs Kissen. Gegen »die Brut der bösen Schlange.«

Doch so erniedrigend dieses Erlebnis auch gewesen sein mochte, es blieb nicht bei diesem einen Mal. Nichts in dieser Stadt konnte einer Obdachlosen eine bessere Zukunft versprechen. Zu verlockend war das Geld und zu schnell wurde selbst diese Art von Arbeit zur Routine. Zudem fühlte ich mich durch die Komplimente der anderen Mädchen über mein Aussehen fast schon dazu berufen.

So stand ich mit vierzehn Jahren am Anfang einer Hurenkarriere und hatte sozusagen Glück, dass es in dieser Stadt so viele Pädophile gab. Seither war fast ein Jahrzehnt vergangen, doch verändert hatte sich nicht wirklich viel. Außer, dass ich mittlerweile für die Pädophilen nicht mehr

die erste Wahl war. Schnell gehörte ich zu den gefallenen Engeln, was mir bei vielen Kunden zu Bewusstsein geführt wurde. Ironischerweise hört man solche Sachen in diesem Gewerbe oft. Was ich denn hier täte, ich sei doch viel zu gut dafür. Zehn Minuten später sah das Ganze dann doch jedes Mal anders aus.

»Du bist ein Engel«, klang es einmal aus dem Mund eines zerzausten Bankers.

Ich sei ein biblisches Geschöpf hatte der Typ gesagt, nachdem seine scheinbar seit Wochen angestaute Ladung über mir verteilt lag. Er mochte wohl auch Maria Magdalena, schließlich war die ja auch eine Prostituierte.

»Engel fickt man nicht«, gab ich ihm damals als Antwort und erhielt dafür einen erschrockenen Blick. Aber nur wie bei einem Jungen, den man gerade beim Naschen erwischt hatte.

Gesagt hatte er dann kein Wort mehr, nur noch seine Hose zugeknöpft, bezahlt und grußlos mein Zimmer verlassen. Vielleicht hatte er das Extrageld draufgelegt, um sich für meinen Hinweis zu bedanken, der ihn zur Einsicht brachte, dass man in einer Prostituierten keinen Engel findet. Oder aber ich hatte ihn dermaßen beleidigt, dass er absichtlich mehr bezahlte, nur um mir auch eines auszuwischen. So als wollte er sagen: »Hier, nimm du gierige Hure. Ich weiß, du wirst dir die Finger danach lecken, während es mich ein Gähnen kostete, dieses Geld zu verdienen.« Seinem erschrockenen Antlitz nach zu deuten, tippte ich damals auf ersteres, was den anderen Grund aber nicht ausschloss.

Aber um mit dem Stolz zu hadern ist hier definitiv nicht der richtige Platz. Und doch geht das Ganze nicht spurlos an dir vorbei. Manchen Typen macht es sichtlich

Freude, dich zu erniedrigen und dir zu zeigen, dass sie für ein paar Geldscheine die Macht über dich haben.

Und gegen seine Kunden kann man sich nicht wehren, denn der Kunde ist ja bekanntlich König.

Und so begann diese Stadt, mich langsam aufzufressen.

Mit jedem Nachmittag, den ich hier in meiner kleinen Wohnung verbrachte, sträubte sich etwas in mir immer stärker, den Abend wieder mit Schwänze-lutschen zu verbringen. Doch je mehr ich dagegen ankämpfte, desto schlimmer wurde es. Immer wenn ich am Morgen im Supermarkt war, sah ich die Blicke der Verkäuferinnen, die sich beklagten, wie mies ihre Arbeit war. Sie hatten keine Ahnung. Zu oft hätte ich denen gerne gesagt, wie gut sie es doch haben, aber ich wollte mich nicht als Nutte zu erkennen geben. Bis auf die Apotheke fiel

das auch nirgends auf, dort aber ließ mein enormer Verschleiß an Verhütungsmitteln kaum andere Begründungen übrig.

Eine junge Frau, etwa im selben Alter wie ich, arbeitete dort. Miranda war ihr Name und sie war so etwas wie ein Vorbild für mich. Ihr schien die Arbeit Spaß zu machen, und obwohl sie längst begriffen haben musste, wo ich arbeitete, kam von ihr nie irgendeine Bemerkung.

So etwas wollte ich tun. Den Leuten helfen und ihnen bei ihren Problemen beistehen. Dazu musste ich aber weg von San C. und sparte deswegen seit längerer Zeit jeden Cent, den ich konnte. Ich brauchte etwas Startkapital, um ein neues Leben anzufangen. Ich wollte meine Zukunft selber in die Hand nehmen, anstatt darauf zu warten, dass der Sturm der Erlösung mich befreit. Kaum etwas bewegt sich, wenn du es nicht anstößt.

Cassidy wollte ich auch mitnehmen. Sie war immer für mich da und ich konnte sie nicht alleine zurücklassen. Zwar schien sie keine derartigen Pläne zu haben, doch konnte ich sehen, wie auch sie langsam zerfiel. Ihr selbst war das noch gar nicht so bewusst, daher fühlte ich mich verpflichtet, auch für sie zu sorgen. Wir waren mittlerweile wie Schwestern und kannten uns nur zu gut.

Seit ein paar Tagen benahm sie sich etwas seltsam. Vielleicht war sie wieder schwanger, wäre nicht das erste Mal gewesen.

Aufgrund ihres chronischen Geldmangels war ich damals für die Kosten der Abtreibung aufgekommen. Das war zwar eine Menge Geld, doch ein Kind hätte in unserer Welt unmöglich Platz gehabt. Ein Hurensohn par excellence, großgezogen in einem Bordell.



Nein, so etwas durfte man keinem Kind antun. Auch wenn wir beide mittlerweile in kleinen Wohnungen hausten, hatten wir noch lange kein normales Leben.

Die Freier, die nur während ihrer Arbeitszeit unauffällig von zu Hause weggehen konnten, besuchten uns immer hier. Vorhin war genau ein solcher Stammkunde namens Douglas gerade wieder gegangen. Ein weiteres Arschloch, das zuhause Frau und Kinder hat, nebenbei einen gut bezahlten Job und ein teures Auto. Aber das reicht ihm immer noch nicht. Er muss auf den Strich zwanzigjährige Mädchen vögeln gehen. Ich lag auf dem Bauch und starrte seine Bezahlung an, die zusammen mit meinem Höschen neben dem Bett am Boden lagen. Es dauerte eine Weile, bis ich mich aufraffen konnte, um mich wieder anzuziehen und um das Geld zu sortieren. Zwanzig Dollar steckte ich in

meine Tasche, die anderen sechzig wollte ich zu meinem Ersparten legen.

Als ich aber mit dem Schlüssel, den ich jeweils zusammen mit der Beretta unter der Matratze versteckte, die unterste Nachttischschublade öffnete, änderte sich der Lauf meiner Welt.

Vor Schrecken verschluckte ich das Lächeln, das ich dem grünen Bündel hatte zeigen wollen.

Das Geld war weg.

Mein Atem stockte für ein paar Sekunden und als ich wieder sprechen konnte, nutze das auch nichts.

»Was zur Hölle ...«, fluchte ich leise vor mich hin.

Obwohl ich genau wusste, dass die Kohle nirgendwo anders sein konnte, begann ich, hysterisch jede Schublade und jedes Fach der Wohnung zu durchsuchen. Viele waren es nicht und nach kurzer Zeit

musste ich einsehen, dass sich die Hölle über mir ausgekotzt hatte. Selbst mein goldenes Armkettchen fehlte. Ich musste nicht lange überlegen, bis ich eine Antwort fand. Trotz allem wollte ich diese aber nicht wahrhaben, sie war zu vernichtend.

Die einzige Person, die von diesem Geld wusste, war Cassidy.

Sie war vor Douglas noch bei mir gewesen, und als ich aus dem Bad kam, musste sie auf einmal ganz plötzlich gehen. Kam mir schon ein wenig seltsam vor, aber ich hatte mir nichts dabei gedacht. Es schien zu ihrem momentan seltsamen Benehmen zu gehören, aber jetzt wusste ich es besser.

*Verdammt Cassidy, so bist du nicht!*

Fluchend stand ich da und betete gleichzeitig, dass das alles nur ein Missverständnis war. Ich konnte sie nicht wegen so etwas verlieren und hoffte, dass sie mich lediglich bestohlen hatte, weil sie

sich schämte, um Geld für eine weitere Abtreibung zu betteln.

Ich konnte und wollte mir nichts anderes vorstellen.

Dennoch waren es um die 5000 Dollar, was für eine Abtreibung mehr als zehnmal reichte.

Irgendetwas tief in meinem Verstand wusste, dass es diesmal anders war. Der gläserne Ausdruck ihrer Augen war nicht mit einer Schwangerschaft zu begründen.

Erst jetzt wurde ich mir meiner Blindheit bewusst. Cassidy steckte in Schwierigkeiten und hatte nicht den Mut, mich um Hilfe zu bitten.

Seit ihrem Besuch war über eine Stunde vergangen, doch ich konnte sie noch einholen. Als meine Glieder endlich begriffen hatten, dass sie handeln mussten, ging plötzlich alles blitzschnell.

Ich zog die restliche Kleidung wieder an, schlüpfte in meine Stiefel und warf meine Jacke über. Die vier gerade eben verdienten Zwanziger waren nun das einzige Geld, das ich besaß. Ich steckte sie in meine Tasche und holte die Beretta unter der Matratze hervor. Ein Pflichtkauf, wenn man in diesen Vierteln wohnt. Eigentlich spielt es keine Rolle, wo man wohnt, in dieser Stadt ist sie auf jeden Fall ein Pflichtkauf. Doch statt Einbrecher zu verscheuchen, musste sie nun mit mir auf die Jagd. Bewaffnet und gefährlich verließ ich die Wohnung und stürmte das Treppenhaus hinab. Das Knarren der alten Holzstufen erzählte mir wie immer vom Leid des Hauses, obwohl es mich in diesem Moment noch viel weniger interessierte, als all die anderen Male. Zweimal wäre ich in meiner Hast fast gestürzt, hätten sich meine ohnehin schon verkrampften Finger nicht am

Treppengeländer festgekrallt. Drei Stockwerke tiefer stand ich dann auf der Straße, wo ein vorbeifahrender Wagen mich zur Begrüßung anspritzte, kaum war ich aus der Tür getreten. Hier im Roseworth-Quartier kümmerte sich niemand mehr um verstopfte Abwasserkanäle oder defekte Straßenlampen.

Ich schloss meine Jacke bis ganz nach oben und schlug den Weg Richtung Idaho Street ein, mein Ziel war das *Maison*. Wenn ich irgendwo anfangen musste, zu suchen, dann dort. Bestimmt hatte Cassidy nach ihrem Besuch bei mir noch jemand gesehen. Weit war es nicht, doch kam es mit wie eine Ewigkeit vor. Der Regen schlug mir heftig entgegen und ich überlegte mir, ein Taxi zu nehmen. Da ich aber momentan gerade etwas knapp bei Kasse war, mussten die paar Dollar, die ich noch hatte, sinnvoll eingeteilt werden.

So stapfte ich die drei Blocks entlang, die Arme verschränkt und dicht an mich gedrückt, um der Kälte der ersten Novembertage zu trotzen. Ich fühlte mich alleingelassen und war wütend. Auf Cassidy, die mich bestohlen hatte; auf mich, da ich Cassidys Probleme nicht erkannt hatte und auf die Welt, die mir seit meiner Geburt immer alles wegnahm. Zudem hatte ich keine Ahnung, in was für Schwierigkeiten Cassidy genau steckte, und diese Unwissenheit quälte zusammen mit der aufkommenden Angst meinen Verstand. Aber um Antworten zu erhalten, konnte ich nicht viel mehr tun, als mich auf diese Probleme einzulassen.

Eingangs der Remington Street standen Karina und Tamara, zwei Mädchen russischer Herkunft. Beiden hatten verwitwete Mütter, die meines Wissens aber erst nach Amerika auswanderten, als der

Kalte Krieg schon lange kein heißes Eisen mehr war. Karina lehnte an einer Straßenlampe und rauchte, während Tamara danebenstand. Ich lief auf sie zu und bereitete mich auf ein mühsames Gespräch vor. Karina hatte mich noch nie gemocht und da sie so etwas wie Tamaras Mentor war, lief es bei der Kleinen nicht anders. Nicht alle Mädchen konnten damit umgehen, dass ich mehr Kundschaft hatte als sie. Obwohl Karinas und Tamaras Aussehen keinerlei Makel enthielt, waren es wohl die markanten Gesichtszüge und ihr bestimmtes Auftreten, das die Kunden an ihre strengen Mütter erinnerte. Und strenge Mütter waren das Letzte, was die Kunden wollten. Ein kleiner Teil zwar suchte die dominanten Frauen, doch die meisten wollten die zarten und zerbrechlichen Gesichtchen, denen ihr Ego ohne



Hemmungen überlegen war. Solche Gesichter wie meins eines war.

Karinas Blick versuchte den meinen abzuwehren, als sie erkannte, dass ich nicht einfach an ihnen vorbeilaufen würde.

Grußlos redete ich los. »Habt ihr Cassidy gesehen? Sie steckt in Schwierigkeiten.«

Ich hoffte, dass sie Cassidy etwas mehr mochten als mich, doch erntete ich wie erwartet nur schadenfreudige Blicke.

Karina blies mir den Rauch ihrer Zigarette ins Gesicht. »Hallo Liz, wie geht es dir?«

Es fiel mir nicht leicht, freundlich zu bleiben, da ich schon vor diesem kurzem Gespräch aufgebracht war. Doch so läuft es nun mal auf dieser Welt. Immer wenn du etwas willst, musst du genau den Leuten den Arsch lecken, die du eigentlich lieber erschießen würdest. Da ich aber erkannte, dass selbst das hier nichts gebracht hätte,

beendete ich die Sache so schnell wie ich sie angefangen hatte.

»Toll, die Sonne scheint mir aus dem Arsch. Wie jeden Tag.«

Dann schluckte ich meinen Groll auf ihre Gleichgültigkeit hinunter und lief davon. Ich hatte keine Zeit für albernes Geschwätz und kannte noch genügend andere Mädchen, mit denen ich deutlich besser auskam.

Schon von weitem sah ich das einstige Hotel.

Die alten Neon-Buchstaben schimmerten schwach *Maison Blanche* in den Tag hinein. Cassidy hatte mir einmal erklärt, dass das *Maison* von zwei Mädchen gegründet worden war, die dachten, auf Französisch würde das Ganze wohl etwas edler klingen.

Sie hätten wissen müssen, dass diejenigen Kunden, die Französisch mögen, nicht die Sprache meinten.

Drinnen sah alles aus wie immer. Die ehemalige Rezeption war zu einer Bar umgestaltet worden. Dazu kamen ein halbes Dutzend Tische, zwei kleine Bühnen und ein Billardtisch. Fast alle zusätzlichen Installationen waren aus unbehandelten Holzplatten gefertigt, was das Ganze wie eine selbstgebaute Biker-Bar aussehen ließ. Das Holz war durch den vielen Rauch mittlerweile um einiges dunkler geworden und hatte viel von seiner warmen Atmosphäre verloren. Die Zimmer oben waren von der Abnutzung nicht ganz so stark betroffen, was aber nicht hieß, dass ich mich dort lieber aufhielt.

Ich gab eine kurze Begrüßung von mir und bekam eine solche zurück. Es war noch nicht viel los früh am Nachmittag. Fiona trocknete hinter der Bar Gläser ab, Leyla blätterte irgendeine alte Ausgabe des Vanquish durch und Mona spielte Billard.

Ich sah mich nach einer nervösen Cassidy um, doch alles war ruhig wie immer um diese Zeit. Einzig das Zusammenprallen der Billardkugeln und das Klimpern der Gläser unterbrach gelegentlich die Ruhe vor dem allabendlichen Sturm. Mona spielte immer Billard und bekam nebenbei alles mit, was in diesem Raum passierte, auch wenn sie es sich selten anmerken ließ. So war sie auch meine erste Wahl, um mich nach meiner verschwundenen Freundin zu erkundigen. Ich durchquerte den Raum und nachdem sie die Dreizehn sauber versenkt hatte, fragte ich sie: »Hey Mona, hast du Cassidy gesehen? Ich glaube, sie steckt in Schwierigkeiten, und ich muss sie finden.«

Mona verharrte noch einen Moment über den Spieltisch gebeugt und erhob sich dann, um nach der blauen Kreide zu greifen. Ohne den Blick auch nur einmal vom Tisch zu nehmen, pulverte sie die Queue-Spitze voll.

»Sie war vor etwa einer halben Stunde hier. Könntest recht haben mit den Problemen, sie sah ziemlich mitgenommen aus. Fiona hat sie gefragt, ob sie Einkaufen geht, sie sagte aber, sie müsse irgendwo anders hin. Hab aber nicht genau verstanden wohin. Frag am besten Fiona selbst.«

Ich lief den Weg zurück zur Bar und schielte dabei in Leylas Heft. Sie sah sich gerade die neusten Stilettos an. Außer mir schienen sich hier alle zu entspannen.

»Fiona - wohin, hat Cassidy gesagt, wollte sie gehen?«

»Nach Scutter. Aber frag mich nicht, was sie dort will. Sie hatte es eilig und ist sofort wieder abgehauen.«

Ich dankte ihr für diesen Hinweis und es dauerte keine zwei Minuten, bis ich auf der Rückbank eines Taxis saß.

Scutter war früher einmal ein rentables Industriegebiet, heute ist es der Treffpunkt für Penner und zwielichtige Gestalten, die dort in den dunklen Häuserschluchten ihre krummen Deals abwickeln. Der Gedanke, dass Cassidy nicht ohne Grund dorthin gegangen war, gefiel mir gar nicht. Noch konnte ich aber nichts anderes tun, als warten, bis der alte Chicano seine Droschke dorthin chauffiert hatte. Es war, als säße ich in einer Rakete auf dem Weg zum Rande des Universums. Nicht wegen des Tempos, sondern weil die Länge der Reise einer Ewigkeit glich.

Nach langem und unruhigem hin- und herrutschen auf der Sitzbank wurden die Häuser kahler und auch das Wetter schien sich der Stimmung anzupassen. Der Regen hatte es zwar noch nicht bis hierhin geschafft, doch es war nur eine Frage der Zeit, bis der wolkenbehangene Himmel

seine Drohungen auch hier wahr machte. Bei den ersten Fabrikruinen ließ der alte Mexikaner mich raus und obwohl er während der ganzen Fahrt nichts gesagt hatte, fiel es ihm leicht, den horrenden Preis zu nennen, der einen gehörigen Happen meines Geldes verschlang. Dann fuhr er davon und ließ mich und meine ungewisse Zukunft da stehen.

Ich blickte mich um und sah mich umzingelt von Hauswänden, deren Verputz meist großflächig abgeplatzt war und das blanke Mauerwerk zur Schau stellte. Einzig die fehlenden Schusslöcher in den Wänden unterschieden diesen Ort von einem Nachkriegsszenario. Die Glanzzeiten der 50er waren längst vergessen und die Gebäude erinnerten mich an ausgehungerte Menschen, deren Knochen man durch die dünne Haut hindurch schimmern sah.

Das Leben in diesen Straßen beschränkt sich auf Obdachlose, Junkies und vereinzelt auch auf Gangmitglieder. Diese Typen sollten mir bloß auf Distanz bleiben. Ein Griff an die Beretta unter meiner Lederjacke versprach mir Sicherheit und überredete mich dazu, einen ersten Schritt zu tun. So lief ich los, ohne die geringste Ahnung, wo ich mit der Suche beginnen sollte. Ich hatte noch nicht den Mut, irgendjemanden von diesen Kerlen zu fragen und bildete mir ein, dass ich Cassidy alleine finden würde. So lief ich geradeaus die Straße entlang, immer tiefer nach Scutter hinein. Fast jedes Mal, wenn ich den Eingang zu einer Seitenstraße passierte, hörte ich das Quieken und Rascheln der Ratten. Einige verzogen sich blitzartig in ihre Verstecke, andere verharrten in ihrer Position und starrte mich beim Vorbeigehen an. Ihre Felle glänzten wie Insektenpanzer, getränkt vom öligen



Wasser der Pfützen, welche sich aus dem Mix auslaufender Altölfässer und abgestandenem Regenwasser bildeten.

Cassidy konnte hier überall sein, doch hatte ich wenig Lust, all diese düsteren Seitengassen zu durchkämmen. Diese Nebenstraßen waren ideal dafür, um allerhand krumme Dinge durchzuziehen.

Doch auch auf der fast unbefahrenen Hauptstraße sah es nicht viel besser aus, und der sich durch die aufziehenden Wolken langsam verdunkelnde Himmel tat sein Übriges, um diese »Ruhe vor dem Sturm«-Stimmung auf einen mir höchst unangenehmen Zenit zu treiben.

Mit jeder Minute wurde mir klarer, wie töricht mein Unterfangen war. Hätte ich es *nur* gefühlt, wäre das zwar immer noch äußerst unangenehm, aber nur halb so schlimm gewesen. Doch ich spürte, dass man es mir mittlerweile ansehen konnte,

und das war das Schlimmste. Es nährte meine Unsicherheit und ich bildete mir umso mehr ein, diese Gestalten sähen in mir leichte Beute: allein, leicht bekleidet und offensichtlich ratlos. Kalt war mir schon seit der Ankunft und bald würde die Dunkelheit hereinbrechen. Ich war erst eine Viertelstunde hier und schon fing der Mut an, mich zu verlassen. Es war die Suche nach der Nadel im Heuhaufen, nur dass es hier kein Heuhaufen war, sondern ein Dornengebüsch. Ich konnte mir ohne weiteres den ganzen Körper zerkratzen, ohne schlussendlich die Nadel gefunden zu haben.

*Halt, hör auf. Das hilft dir nichts, sagte ich zu mir.*

*Halte durch Liz, du schaffst das. Du hast schon so vieles geschafft. Nur schaffst du es dieses Mal nicht alleine, also hol dir Hilfe.*

Gut. Genau das wollte ich tun.

Vor mir lag eine große Straßenkreuzung, auf der sich verschiedene Gruppierungen von Leuten aufhielten. Es waren verhältnismäßig viele Personen verglichen mit dem Rest von Scutter. Die vielen Hände, die immer nur kurz die Jackentaschen verließen, um kleine Gegenstände gegen Geldscheine zu tauschen, verrieten mir dann auch, wieso. Dieser Ort war wohl ein sehr beliebter Umschlagplatz für Drogen. Zudem schien er bestens geeignet, um an meine gewünschten Informationen heranzukommen, also beschloss ich, hier ein paar Fragen zu stellen.

Die ersten vier Typen waren Mexikaner. Ich mochte die Mexikaner nicht, das hatte mir der Ritt mit dem alten Chicano vorhin wieder einmal klar gemacht.

Also lief ich wortlos an den Latinos vorbei auf die andere Straßenseite. Doch ihre Blicke verfolgten mich und von jetzt an

gab es kein Zurück mehr. Hätte ich gekniffen, wäre jedem einzelnen auf diesem Platz klar gewesen, dass ich mich in einer solchen Umgebung nicht behaupten konnte. Auf halbem Weg über die Straße fiel mir auf, dass nicht alle hier Bandenmitglieder waren. Es gab auch eine bunte Ansammlung von Pennern, die auf das warteten, worauf Penner eben so warten. Von denen konnte man selten viel erwarten, also blieb meine Wahl bei den angepeilten Bikern, die zu dritt herumstanden und auf den ersten Blick nichts anderes zu tun schienen, als ihre großen *Hell Rangers* Aufnäher zur Schau zu stellen. Das waren zwar auch nicht gerade meine Lieblingstypen, doch lagen sie in meiner Gunst noch weit vor den anderen. Also nahm ich all meinen Mut zusammen und versuchte, nicht zu fest darüber nachzudenken, was ich da gerade tat. Meistens half mir das.

Ich ging hin.

»Habt ihr vor Kurzem eine Blondine gesehen, etwa gleiche Größe und Alter wie ich? Sie wollte mir hier jemanden vorstellen, bei dem man guten Stoff kaufen kann.«

Die Biker schienen von meiner Dreistigkeit überrascht und starrten mich im ersten Augenblick nur an, als hätte ich sie gerade darum gebeten, ihre Eier lutschen zu dürfen.

»Hier kommen viele Blondinen vorbei, Mädchen. Du musst schon etwas präziser werden.«

Der Typ, der gesprochen hatte, war überraschend freundlich, doch ich hatte so meine Erfahrungen mit vermeintlichen Märchenprinzen. »Sie kommt erst seit Kurzem hierher«, spekulierte ich, um das Gespräch aufrecht zu erhalten, und mir kein »Verschwinde hier!« einzufangen.

»Sie meint wohl die kleine Nutte, die seit drei Wochen zu Tommy geht«, sagte einer der beiden anderen zu meinem Gesprächspartner, ohne mich auch nur eines Blickes zu würdigen.

*Drei Wochen, das passte.* Etwa so alt war Cassidys seltsames Benehmen.

Jetzt sahen mich alle drei an und erwarteten, dass ich mich zufrieden gab.

»Wer ist Tommy?«, hakte ich nach.

»Tommy ist der Zauberlehrling ... Was denkst du denn?«

*Ja, was hatte ich mir auch nur gedacht?*

Er hatte recht, ich war dumm. Dumm wie ein trockenes Stück Toast. Cassidy war den Drogen verfallen - und komplizierter war die Sache nicht. Keine neue Schwangerschaft, kein was-weiß-ich.

»Wo finde ich Tommy?«

Der Biker zögerte. Er konnte meine Absichten wohl nicht ganz einschätzen.

»Der hält sich meistens in der Lasca Street auf. Aber falls du etwas anderes als *Cobalt* brauchst, können wir dir auch weiterhelfen.«

Ich hatte keine Ahnung, von was er da redete.

»Doch, ich brauch vom *Cobalt*,« sagte ich entschlossen.

»Na dann, viel Spaß«, sagte er etwas genervt und wandte sich ab. Ich beschloss, zu verduften, ehe ich ihnen noch mehr auf den Geist ging. Ich hatte einen Namen und einen Ort, viel mehr brauchte ich gar nicht.

Nach einem Taxi suchend hastete ich wieder die Avenue hinauf und hatte Glück, im spärlichen Verkehr von Scutter schnell eines zu finden. Ich drückte dem Typen einen Zwanziger in die Finger und sagte ihm, er solle mich so schnell wie möglich in die Lasca Street fahren. Nach einer Minute Fahrtzeit hielt er an und meinte, wir seien

da. Den Zwanziger behielt das Arschloch und ich stieg aus.

Hier zeigte mir Scutter, dass es sogar noch hässlicher sein konnte als bei den Fabrikruinen: uralte Abfallsäcke, stinkende Mülltonnen, Ratten, Katzen, Dinosaurierkot und Ungeziefer, in welcher Form auch immer. Nirgends eine Menschenseele und einzig die Plakette mit dem Namen der Straße bestätigte mir, dass der Taxifahrer mich nicht am falschen Ort abgesetzt hatte. War schon die restliche Stadt kein schöner Ort, so befand ich mich hier wahrlich in des Teufels Küche. Dagegen sah das alte Viertel, in dem ich wohnte, geradezu modern aus. Aber ich hatte keine Zeit, hier groß herumzuphilosophieren und machte mich auf die Suche nach Tommy.

Da auf der Straße selbst keiner war, blieb mir nur, die Seitengassen abzusuchen - und die Hoffnung, dass die *Hell Rangers* mich



nicht angelogen hatten. Ich tastete ein weiteres Mal nach meiner Beretta, doch konnte sie mich irgendwie nicht mehr in Sicherheit wiegen. Die Lasca Street machte den Eindruck, als wohnten hier nur noch die Geister ihrer ehemaligen Bewohner. In der Nacht konnte man sie vielleicht sehen - hinter den kaputten Glasfenstern, wie sie auf die Straßen starrten.

*Verdammt.*

Wieder musste ich meinen eigenen Wahnsinn ausbremsen. Mir selbst eine Paranoia zu erschaffen, war nicht gerade hilfreich, zumal sich die aufkommende Novembernaut schon jetzt bemerkbar machte. Mir rannte die Zeit davon und ich hatte immer noch kein Lebenszeichen von Cassidy. An jeder Hausecke spähte ich tief in die düsteren Seitengassen hinein. Zwischendurch glaubte ich, von irgendwoher Stimmen zu hören, konnte

aber nicht mehr abwägen, ob diese Wahrnehmung zur Paranoia gehörte oder ob sie real war. Mir schien beides gleichermaßen gefährlich.

Ich fand Cassidy schließlich in einer der dunklen Seitengassen.

Sie saß neben zwei Mülltonnen, den Oberkörper an die Hauswand gelehnt, die Beine gespreizt und weit von sich gestreckt. Ihr Kopf war seitlich nach oben verdreht und sie sah fürchterlich aus. Ihre Haut war viel zu hell und durch das verschmierte Make-up sah es aus, als wäre sie auf brutale Art und Weise zusammengeschlagen worden. In ihrem Arm hing eine Spritze, zur Hälfte mit einer blauen Flüssigkeit gefüllt. Cassidy bewegte sich keinen Millimeter und ich konnte nicht erkennen, ob sie überhaupt noch lebte. Ich ging vor ihr in die Hocke und verpasste ihr eine Ohrfeige.

»Cassidy, verdammt ...«

Ihre Reflexe kamen viel zu spät, aber sie drehte ihren Kopf und stöhnte leise. Ihre Augen aber blieben geschlossen. Ich wollte sie von der kalten Wand wegziehen und in meine Arme nehmen, doch zuerst musste die Spritze weg. Vorsichtig zog ich die Nadel heraus.

Das war also *Cobalt*. Ironischerweise nach dem Erz benannt, das dieser Stadt ihren Namen und ihren einstigen Reichtum gebracht hatte.

Ich hatte schon so manche Designerdroge gesehen, aber das schien richtig starke Scheiße zu sein. So stark, dass man es nicht einmal schaffte, sich einen vollständigen Schuss zu setzen. Mein ganzes Vermögen schien sich verflüssigt zu haben und war in diese und - weiß der Teufel wie viele andere - Spritzen abgefüllt worden.

Ich dachte nach. Cassidy schien Tommy irgendwie von ihrer Kreditwürdigkeit

überzeugt zu haben, denn bis zum heutigen Tag fehlte bei mir nie Geld. Cassidy selbst besaß keine großen Ersparnisse, doch musste dieser Kredit wohl eines Tages abbezahlt werden. Also hatte sie beschlossen, diesen bei mir einzuholen.

Ich warf die Spritze fort und versuchte noch einmal, Cassidy von der Wand wegzuzerren, aber ich konnte lediglich ihren Oberkörper etwas nach vorne ziehen. Ihr Kopf fiel auf meine Schulter und ihr Mund gab so etwas wie einen Schmerzenslaut von sich. Auf einmal packte mich die Verzweiflung und raubte mir die Kräfte.

Ich ließ sie los und ihr Körper fiel zurück gegen die Hauswand.

»Cassidy ...«

Mir stiegen Tränen in die Augen.

Tränen des Mitleids und Tränen der Wut. Es zerriss mir fast das Herz, sie so zerstört zu sehen. Cassidy war die einzige

wirkliche Freundin, die ich je gehabt hatte. Doch jetzt hatte sie mich bestohlen. Ich ging in die Knie und ließ den Kopf hängen. Meine Tränen vermischten sich mit dem Regenwasser der Pfützen.

Etwa so musste ich auch ausgesehen haben, als sie mich damals fand. Stockbesoffen inmitten von Müllsäcken.

»Cassidy ... Du verfluchte Hure.«

Ich fand keine besseren Worte.

Die Wut mischte sich mit Trauer und führte zu Ohnmacht. Am liebsten wäre ich einfach weggelaufen. Aber Cassidy hatte mich damals nicht aufgegeben und ich konnte sie jetzt auch nicht im Stich lassen.

»Cassidy, scheiße ...«

Ich kniete noch immer im Dreck, heulend und schluchzend wie eine dumme kleine Göre.

Eine weitere Minute verstrich, dann versuchte ich erneut, meinen Verstand in

Reichweite zu holen. Ich hatte es bis hierhin geschafft, jetzt musste ich ihr und mir helfen.

»Cassidy, ich weiß, was wir tun werden«, murmelte ich, "ich hole uns das Geld zurück und dann hauen wir ab, du und ich ... Zuerst musst du aber nach Hause.«

Ich rappelte mich auf und war plötzlich voller Tatendrang. Wir brauchten ein Taxi. Der Fahrer, den ich wenig später am Apparat hatte, schien nicht sehr erfreut über den Auftrag, versprach aber, in wenigen Minuten bei mir zu sein. Als er schließlich wie versprochen kam, war es ein junger Mulatte mit einem Vehikel, das aussah, als hätte er es hier in Scutter erworben.

Der junge Mann war angesichts der Situation, die sich ihm bot, etwas verwirrt, aber sehr hilfsbereit und freundlich. Wahrscheinlich noch ein Muttersöhnchen,

das bei seinen Eltern wohnte. Ohne jede Lebenserfahrung. Das würde sich noch früh genug ändern, dachte ich, aber ich war froh, dass ich nicht befürchten musste, dass er Cassidys Zustand unterwegs irgendwie ausnutzte.

Zusammen hievten wir ihren schlaffen Körper auf die Rückbank des alten Buicks und ich erklärte ihm, dass er sie zum *Maison Blanche* bringen solle. Die anderen Mädchen würden sich dann um sie kümmern, Bezahlung müsse er auch dort einfordern.

Der junge Mann nickte energisch. Das ganze war für ihn sichtlich eine Herausforderung. So viele Nutten, Drogenprobleme und halbtote Mädchen auf einmal waren ihm vorher gewiss noch nie begegnet und so schnell er gekommen war, verschwand er auch wieder.

Während ich dem Taxi hinterherstarrte, zog ich wie automatisch die Beretta heraus

und lud sie durch. Das scharfe Geräusch hallte in der Gasse nach.

Ein Schwein namens Tommy hatte meine Schwester vergiftet und ihr mein Geld abgenommen.

Kaum vorstellbar, aber ...- zu diesem Zeitpunkt war ich noch naiv genug zu glauben, das Ding alleine durchziehen zu können. Und trotzdem heil aus der Sache herauszukommen.

Was für eine bescheuerte Idee.



## Omen

*Jonathan Warwick*

Seit dem Besuch bei Ms. Pandora fühlte ich, wie etwas an mir klebte. Was es genau war, konnte ich noch nicht sagen, aber es fühlte sich nicht gut an.

Während ich zurück zur Zentrale fuhr, grübelte ich, ob ich nicht doch irgendeine Ungereimtheit übersehen hatte. Dann kam ein Funkspruch rein und die Dinge nahmen ihren Lauf.

»Verfügbare Einheiten bitte melden:  
Verdächtiger im Bezug auf  
Drogenschmuggel in der Battery Street.  
Haus Nummer 12, drittes Stockwerk,  
Apartment 8. Name der Zielperson:  
Balthasar Rodrick, Aussehen unbekannt,  
antworten.«

Ich traute meinen Ohren kaum. Brick war hier in der Stadt?

Keine Zweifel, diesen Namen konnte es einfach kein zweites Mal geben.

*Aber Drogenschmuggel?*

Niemals.

Von der ersten Sekunde an war mir klar, dass diese Sache zum Himmel stank, daher musste ich handeln. Obwohl ich zwischen dem Funkspruch und Ms. Pandora in keinster Weise einen Zusammenhang sah, fühlte ich mich doch irgendwie bestätigt. Das Ganze klang wie ein böses Omen.

Das Obrero-Viertel, in dem sich die Battery Street befand, lag ein paar Meilen entfernt. Ich musste mich beeilen, wenn ich als Erster dort sein wollte. Jeder andere Cop hätte Brick auf der Stelle verhaftet und das konnte ich nicht zulassen. Ich packte das Sprechgerät.

»Einheit 51, ich übernehme den Fall  
Rodrick.«

»Verstanden, Einheit 51 übernimmt. Ich  
schicke Ihnen Verstärkung.«

*Nein, auf keinen Fall*, dachte ich. »Negativ,  
negativ ... ähm ... keine Verstärkung nötig.  
Ich kenne den Mann, er ist ungefährlich.«

»10-4«, kam es von der Zentrale zurück.  
Das war der wohl dämlichste  
Funkspruch, den ich je durchgegeben hatte,  
aber ich verließ mich darauf, dass niemand  
sich darüber den Kopf zerbrach und sie  
mich einfach machen ließen.

Bis auf ein kleines Detail entsprach das,  
was ich durchgegeben hatte, eigentlich die  
Wahrheit. Ich kannte Brick schon lange und  
hatte viel mit ihm zu tun. Nur dass er  
ungefährlich sei, war eine glatte Lüge. Ich  
hatte keine Ahnung, was mich in der Battery  
Street erwartete, doch in diesem Fall

bestätigte sogar mein Kopf das flauere Gefühl im Magen.

Wie auch immer - Brick brauchte Hilfe und ich war womöglich die einzige Person, die ihm helfen konnte.

*Oder nicht?*

Obwohl mein Leben schon wie der Regen am Boden zerfloss, konnte man von da aus dem Pfad des Niedergangs noch weiter folgen: Durch den Gullydeckel hinunter in die Scheiße der Kanalisation.

## Scherben und andere Bruchstücke

*Balthasar »Brick« Rodrick*

Fast zwei Uhr morgens. Jedenfalls war das die Zeit, die mein verschwommener Blick mir zu erkennen gab.

Ein weiterer Tag war zu Ende. Oder hatte eben angefangen, je nachdem. Auf jeden Fall hatte ich einen weiteren beschissenen Teil meines Lebens hinter mich gebracht, ohne dass auch nur irgendetwas passiert war.

*Ach was, drauf geschissen.*

Ich hatte mich schon lange damit abgefunden, dass mein Leben nicht mehr mir gehörte und eigentlich hasste ich mich auch für dieses Gejammer.

Ich war immerhin noch da. Und ich hatte Wodka.

Wie immer saß ich sturzbesoffen auf der Kante meines Bettes und suchte nach Gründen, aufzustehen. Viele gab's nicht für einen arbeitslosen Ex-Söldner, der das einzige verloren hatte, das er je besaß. Nämlich sein Dasein als primitiver Auftragskiller.

Der Alkohol schwemmte die Erinnerungen an den Verlust immer wieder an die Oberfläche und ich fing schon wieder an zu grübeln. Jeden verdammten Abend erinnerte ich mich an die Nacht, in der ich meine Squad, meinen Stolz und meine Haltung verloren hatte.

Ich diente schon lange in der Legion und wollte dies auch noch lange tun, doch der Feind kam aus den eigenen Reihen und ich hatte verdammt viel Glück, die Scheiße überhaupt überlebt zu haben. Das aber hatte zur Folge, dass meine Visage noch immer auf der schwarzen Liste von

irgendjemandem stand. Dieser Jemand war ein Lieutenant namens Kaymaz, dessen Arsch auf Grundeis ging, nachdem einer von unserem Squad versehentlich herausgefunden hatte, dass der Typ mit irgendwelchen Terrororganisationen Geschäfte machte. Niemand wollte deswegen ein Drama veranstalten, denn der Krieg war schließlich schon immer mit gezinkten Karten gespielt worden. Wäre Kaymaz es nicht gewesen, hätte es jemand anderes getan und so lange es Kriege gab, gab es Arbeit für uns. Ihm aber war unser Mitwissen ein Dorn im Auge, also flog uns urplötzlich während eines nächtlichen Einsatzes mitten in der Stadt unser Beobachtungsposten um die Ohren. Kaymaz hatte wohl vorgehabt, das Ganze wie einen Anschlag auf unsere Truppe aussehen zu lassen, doch da mein Überleben nicht zu seinem Plan gehörte, drehte er den Spieß

um und machte aus mir einen Sündenbock: fahrlässiger Umgang mit Sprengstoff unter Einfluss von Alkohol während eines Einsatzes. So lautete die inoffizielle Anklage. Vom Sprengstoff hatte ich zwar nie auch nur ein Körnchen gesehen, da aber das mit dem Alkohol der Wahrheit entsprach, brauchte ich meinen Mund gar nicht erst aufzumachen.

Ein juristisches Verfahren gab es keines, daher wurde ich auch nicht unter Arrest gestellt. Stattdessen kam es jedoch schlimmer: Ich wurde unehrenhaft aus dem Dienst entlassen, alle meine militärischen Leistungen wurden mir aberkannt, einzig meine angebliche Fahrlässigkeit blieb in den Akten hängen. Mit diesem fabelhaften Zeugnis brauchte ich mich garantiert nie mehr bei irgendeiner Armee bewerben, die auch nur halbwegs etwas von sich hielt. Und um mit der Wahrheit herauszurücken,



war es am Ende viel zu spät. Kaymaz hat genügend Zeit gehabt, die Spuren zu verwischen. Kaum jemand hätte mir ohnehin geglaubt und von denen, die es taten, hatte niemand Rang oder Namen, um etwas auszurichten.

Sowieso war absoluter Gehorsam der Grundkodex der Legion. Und letztlich wollte ich nicht, dass noch jemanden dasselbe Schicksal ereilte. Also schwiegen alle, mich eingeschlossen, und ich sah zu, wie mein Leben in sich zusammenbrach.

Die Welt, wie ich sie kannte und liebte, hatte sich gegen mich gewendet. Ich stand unter Schock und hielt es für das Beste, diese Paralyse aufrecht zu erhalten. Dazu kippte ich flaschenweise Wodka in mich hinein, so konnte ich wenigstens den Hass löschen, wenn dieser wieder zu glühen begann.

Einer der Lieutenants stand immer noch auf meiner Seite und erzählte mir eines Tages von Hinweisen, die mit meiner Rückreise nach England zu tun gehabt hätten. Man wartete dort scheinbar schon auf mich und der geplante Unfall würde an einem Ort passieren, wo niemand meine Leiche fände. Doch mehr als das könne er auch nicht für mich tun, sagte er. Auch ihm seien die Hände gebunden und obwohl ich diesen Hinweis zu schätzen wusste, schaffte ich es nicht, mich bei ihm dafür zu bedanken. Für so etwas kann man keinen Dank aussprechen.

An dem Punkt starb mein Stolz und der Riss, der dabei entstand, hätte fast mein Herz gespalten. Sie hatten mir wirklich alles genommen. Ich konnte nicht einmal mehr zu Mutter zurückkehren.

Manch anderer wäre an diesem Punkt von einer Klippe gesprungen, doch das kam

für mich nie in Frage. Zwar bestand mein Leben nur noch aus einem Haufen Scherben, doch am tiefsten Punkt aufzugeben, wäre einfach nur feige gewesen. Und überhaupt war ich mir nicht sicher, ob es in der Hölle Wodka gab.

Um unterzutauchen verließ ich Europa und suchte die Staaten auf, peilte den amerikanischen Traum an und ließ mich in San Cobaralto nieder. Doch der Traum war bereits über fünfzig Jahre alt, stank und war längst ausgebrannt. Zur Army konnte ich nicht und da ich außer fürs Töten zu nichts zu gebrauchen war, blieb ich im Dreck der Straße hängen. Seither kämpfte ich mich mehr schlecht als recht durch die Tage. Außer ein paar Gelegenheitsjobs war nicht viel für mich drin und mit jedem Tag, der nutzlos verging, trieb die ertränkte Wut durch den Alkohol hindurch aufwärts, und egal wie viel ich oben draufkippte, es reichte

nicht mehr, um diesen Hass ganz abzulöschen.

Jedes Mal, wenn die Nacht anbrach und mich alleine in die Dunkelheit sperrte, hasste ich Kaymaz mehr. Falls dieser Typ mir irgendeines Tages in die Finger geraten sollte, würde ich ihn zu Kebap verarbeiten.

Doch trotz des Hasses blieb ich immer noch der alte Säufer und hoffte stetig, die Flaschengeister könnten mir helfen, die Dämonen in meinem Kopf ruhig zu stellen.

Aber das Leeren der Pullen brachte nichts und statt die Teufel zu zähmen, gaben die Dschinns ihnen kräftige Unterstützung, meinen restlichen Verstand sauber in seine Einzelteile zu zerlegen.

So trennten mich auch in dieser Nacht nur noch ein paar Schluck vom Flaschenboden, während ich dahockte und mich in meinen Erinnerungen verlor.

Im Fernsehen lief irgendein Quatsch über den toten Senator. War mir eigentlich scheißegal, ich bekam sowieso kaum noch etwas Brauchbares mit. Nur Wortfetzen, die sich beim besten Willen in meinem Hirn nicht mehr zu einem Satz zusammenfügen ließen.

Der Krieg in meinem Kopf war bereits in vollstem Gange, als einer der Dämonen mich davon überzeugte, dass es das Beste sei, mit der leeren Wodkaflasche die Mattscheibe des Fernsehers zu zertrümmern, um das nervige Gequassel zu beenden.

Scherben bringen Glück!

*Nein.*

*Verdammt.*

*Idiot.*

Wie dumm musste man sein, um dermaßen schlechten Ideen auf den Leim zu gehen? Spielte auch keine Rolle mehr, denn

wären das die einzigen Bruchstücke in meinem Leben gewesen, wäre ich wohl als glücklicher Mann durchgegangen. So schob ich wie immer die Schuld auf den Wodka ab und wartete auf den nächsten Albtraum. Mit Blitz und Donner überkam mich der Schlaf und ließ mich in ein Koma fallen, das ich besser nicht wieder verlassen hätte.

Als ich dann die Lider wieder aufschlug, schien zunächst alles so zu sein wie immer. Das gleißende Tageslicht stach mir in die Augen und machte die mörderischen Kopfschmerzen noch schlimmer als sie ohnehin schon waren. Mit der Zeit allerdings hatte ich gelernt, diese Kopfschmerzen zu verachten - genauso wie die vertrocknete Kehle, die sich anfühlte, als hätte ich zum letzten Abendbrot kübelweise Staub gefressen.

Je besser sich meine Augen an das Licht gewöhnten, desto deutlicher erkannte ich,

dass der angebrochene Tag gar nicht so hell war, wie ich dachte, und dass der Nachmittagshimmel von Regenwolken überzogen war.

Was aber spielte das schon für eine Rolle? Es war sowieso immer dieselbe Scheiße, nur der Farbton änderte sich gelegentlich.

Als ich mich erhob, um mich wie üblich mit den Dämonen um die Rückgabe meiner Sinne zu streiten, sah ich eine kleine Holzkiste auf dem Boden stehen, ziemlich genau in der Mitte zwischen dem Fußende des Bettes und der Tür. Erst dachte ich noch, dass ich träume und rieb mir erneut die Augen, aber die Kopfschmerzen und die Scherben zu meiner Linken ließen das Ganze verdächtig real erscheinen.

Ich erkämpfte mir so viele Sinne wie nötig und stand auf, um mir dieses seltsame Ding anzusehen. Auf dem kurzen Weg

dorthin schaffte ich es aber tatsächlich noch, mir eine Scherbe des kaputten Fernsehers in die Fußsohle zu treten. Ein Kopfschütteln vermied ich, dann hätte ich gleich auf den Boden kotzen können. Stattdessen hüpfte ich den Rest der Strecke auf einem Bein, kniete mich vor dem Kistchen hin und zog mir erstmal die Glasscherbe aus dem Fußballen. Dann wandte ich mich meinem Geschenk zu. Auf dem Holzdeckel war mit einer schlecht geschnittenen Schablone in verschmierten weißen Lettern das Wort »Cobalt« aufgesprüht. Ich roch Gefahr und dieser Geruch weckte meinen Jagdinstinkt. Das Dröhnen in meinem Schädel wich dem Funken der Synapsen und das Tier öffnete blitzartig seine Augen. Der restliche Schnaps in meiner Birne entzündete sich und räucherte die verdammten Dämonen aus. Wäre ich wenigstens ein halbwegs vernünftiger Mensch gewesen, hätte ich



schleunigst das Weite gesucht und diese Kiste Kiste sein lassen. Doch jemand hatte mich herausgefordert - eine Herausforderung, auf die ich schon viel zu lange gewartet hatte, und ich war mehr als gewillt, diese anzunehmen.

Ich untersuchte das Kistchen auf irgendwelche Kabel und lauschte einem Ticken. Als ich mich niederbeugte, machte sich der Alkohol bemerkbar. Mir wurde schwindlig, der Raum begann sich zu drehen und für einen Augenblick verschwand er wie hinter einem schwarzen Tuch, das sich über meine Augen legte. Als diese Nachwirkungen dann drei Sekunden später wieder abgeklungen waren, begann ich, die Kiste vorsichtig zu öffnen.

Der Spalt zwischen Deckel und Kiste wurde größer. Weiter hielt ich die Augen offen - nach Kabeln oder irgendwelchen Auslösemechanismen, aber da war nichts.

Als ich den Deckel schließlich ganz geöffnet hatte, richtete ich mich wieder auf. Noch einmal wurde mir schwarz vor Augen, dann sah ich die drei fein säuberlich in Schaumstoff eingebetteten Reagenzgläser: der einzige Inhalt der Kiste.

Ich nahm eines davon heraus und ließ das Licht durch die dunkelblaue Flüssigkeit hindurchschimmern.

Jeder Schwachkopf hätte jetzt erst einmal den Verschluss geöffnet, um ein wenig daran zu schnuppern. Dann hätte er möglicherweise seine Lunge in kleinen Stückchen ausgehustet, oder aber, noch viel lustiger, wäre in Flammen aufgegangen, weil sich das Zeug in Verbindung mit Sauerstoff entzündet hätte. Doch hätte mich die Vergangenheit tatsächlich eingeholt, dann hätte mich wohl eher eine Kugel im Kopf am Aufwachen gehindert. Das hier

fühlte sich neu an und schien überhaupt nichts mit Kaymaz zu tun zu haben.

Ich lief zum Fenster, riss es auf und sah hinunter.

Zwischen mir und der Straße lagen noch ein weiteres Stockwerk und das Erdgeschoss. Unten auf dem Bürgersteig stapelten sich Mülltonnen und Abfallsäcke, mittendrin eine Armada aus Ratten, die gerade ihr tägliches Festmahl abhielt. Ich ließ das Reagenzglas auf einen der Mülltonnendeckel fallen, wo es mit einem Klirren zerschellte. Es gab weder eine Explosion noch ein Flammeninferno, wäre ja auch zu schön gewesen.

Die blaue Soße hatte sich auf dem Tonnendeckel verteilt und sah von oben nicht gefährlicher aus als ein Tintenfleck. Jetzt kamen die Ratten ins Spiel. Der Mutigste aller Rattenärsche kletterte eben auf den Deckel, um die neue Ware unter die

Lupe zu nehmen. War ihm wohl klar, dass das Zeug nicht essbar war, umhauen tat es ihn aber auch nicht. Also schien das Zeug wenigstens keine giftigen Dämpfe freizusetzen. Oder aber der Rattenarsch war der härteste Krieger von allen und hielt Sachen aus, die kein Mensch überleben könnte. Aber dieses Risiko wollte ich eingehen.

Ich ging zurück zum Holzkistchen. Noch immer misstrauisch, klaubte ich mit übermäßiger Vorsicht das zweite Röhrchen aus seiner Schaumstoff-Vertiefung, öffnete es und roch daran. Der Gestank von Essig stieg mir in die Nase und endlich dämmerte es mir.

Das hier war keine Herausforderung, sondern schlicht und einfach nur die *Arschkarte*.

Das Zeug miefte wie Heroin, nur stärker. Irgendein verdammter Freak hatte wohl mit

seinem Chemiekasten herumgespielt und das Zeug synthetisch verstärkt. Jetzt war das halbe Land hinter seinen Eiern her und er brauchte dringend einen Sündenbock, dem er das Ganze in die Schuhe schieben konnte. So oder ähnlich musste es gelaufen sein, und jetzt hatte ich die Probleme am Arsch.

Ein Augenblick lang starrte ich ratlos den Fußboden an. Warum dieser Typ gerade mich gewählt hatte, wusste ich nicht, doch ganz unverständlich war dieser Entscheidung auch nicht. Mein Dauer-Durst war niemandem unbekannt, ebenso meine chronische Geldnot. Es war wie damals mit Kaymaz.

*Niemand würde mir auch nur ein Wort glauben.*

Die Teufel in meinem Hirn hielten sich an den Händen, tanzten im Kreis und begannen, mich auszulachen. Sie hatten nur

allzu recht. Jedes Mal, wenn ich dachte, ich wäre jetzt endlich am tiefsten Punkt meines Daseins angelangt, brach der Boden unter mir erneut auseinander und ließ mich noch tiefer fallen. Irgendein Wichser hatte mir einen bösen Fluch an die Backe geklebt.

Selbst wenn ich das Zeug schleunigst losgeworden wäre, hätten die Bullen sowieso schon längst ein paar abstruse Beweise gehabt. Für sie völlig ausreichend, um mich hinter Gitter zu sperren.

Ich hatte nur eine Möglichkeit: Ich musste ihnen den wahren Täter liefern, um wenigstens den Hauch einer Chance zu haben.

Und das hieß - ich musste ins *Nebukadnezar*.

Dort gab es jemanden, der immer ein wenig mehr wusste als alle anderen. Der Typ hieß Bolbao und dem wollte ich das Zeug einmal unter die Nase halten.

Zu behaupten, ich hätte keinen Kontakt zu Kriminellen, wäre gelogen gewesen, schließlich hing ich des Öfteren in diesem Gaunerladen ab. Das hieß aber nicht, dass ich dadurch automatisch zum Verbrecher geworden war. Letzten Endes waren mir die Kleinganoven immer noch lieber als die hochgestochenen Anzug-Arschlöcher, die so taten, als wären sie die Brüder des Erzengels Gabriel. In Wirklichkeit aber waren sie die verlogenensten und machtgeilsten Schweine von allen.

Ich packte die restlichen Reagenzgläser ein und ließ die leere Holzkiste stehen, wo sie war. Die zu verstecken hätte jetzt auch nichts mehr gebracht. Dann kämpfte ich mich durch die Scherben nach vorne zur Tür und stieg in meine Stiefel. Ich fühlte, wie der Kampfgeist erwachte und ich letzten Endes einem kühnen Unternehmen doch nicht ganz abgeneigt war. Zwar hatte ich mir

dieses ein wenig anders vorgestellt, doch ein Wunschkonzert war mein Leben noch nie gewesen. Irgendjemand hatte mir gezinkte Karten ins Deck gemischt und ich hatte Lust, damit zu spielen. Besser als jeden verdammten Tag das Hirn mit Schnaps zu fluten und nicht zu wissen, warum. Jetzt hatte ich wenigstens etwas, auf das ich trinken konnte.

Doch wer auch immer das Ganze eingefädelt hatte, durfte nicht mit Gnade rechnen, wenn ich ihn erst einmal in die Finger bekam. Das war so sicher wie das Amen in der Kirche.

*Niemand verarscht mich.*

Ich versuchte, den ganzen Hass, der seit Jahren in mir schlummerte, auf denjenigen zu richten, der an dieser ganzen Scheiße die Schuld trug. Vielleicht brachte mir das ja endlich die Erlösung - wenn ich diese Sache zu einem Ende führte. Doch erst einmal



wurde es Zeit, aus diesem Zimmer zu verschwinden.

Im Hausflur war es wie immer dunkel. Ich machte einen Schritt nach draußen, ohne jedoch vorher einen Blick um die Ecke zu werfen. Jede Reise fängt mit dem ersten Schritt an, manchmal endet sie dann aber auch gleich wieder.

Neben der Tür, den Rücken an die Wand gedrückt, stand ein Typ, der seinen ausgestreckten Arm in meine Richtung hielt und mit der Mündung seiner Kanone direkt auf meine Schläfe zielte.

## Novemberregen

*Elizabeth »Liz« Nemo*

Jetzt fing es auch hier an zu regnen. Die ersten Tropfen prallten schräg gegen die Hauswände und zerschellten dort. Würde die Erdanziehung alleine ihren Weg bestimmen, so würden sie senkrecht nach unten fallen. Doch das taten sie nicht. Auch sie wurden vom Chaos der Welt abgelenkt und durcheinandergebracht.

*Nur, dass es ihnen vollkommen egal ist.*

Genauso egal wie die Temperatur, welche mittlerweile viel zu niedrig war, um als Vorzeigenutte durch verlassene Straßen zu irren. Wenigstens verschaffte mir meine Jacke etwas Wärme, während ich von den Hüften an abwärts dem eisigen

Novemberwetter fast schutzlos ausliefert war.

Tommy konnte nicht allzu weit sein, doch hielt mich die Furcht, was wohl hinter der nächsten Ecke lauern mochte, immer wieder auf. Ich kam nicht sehr schnell voran. Diese Gegend war wahrlich kein Ort, um die Nachtluft zu genießen.

Einen Augenblick lang dachte ich daran, zu meiner Wohnung zurückzukehren und unter die warme Bettdecke zu schlüpfen. Doch ohne mein Geld gab es keinen Morgen, also musste das Bett warten. Außerdem war ich es Cassidy schuldig. Ohne sie läge ich seit Jahren unter der Erde.

Ständig fingerte ich am Griff meiner Pistole herum. Sie würde mir helfen, Tommy zu überzeugen. Aber ich hatte beschlossen, ihm nichts anzutun, auch nicht wegen der Sache mit Cassidy. Die Angst ließ meinen Übermut auf ein vernünftiges Maß

an Wahnsinn schrumpfen. Ich hielt es für besser, mir einfach das Geld zu holen und wieder zu verschwinden - ohne weitere Kollateralschäden. Danach konnte ich mich um Cassidy kümmern.

Die Hausfronten formten ein bedrohliches Labyrinth aus altersmüdem Stein und abgeplatztem Verputz. Ich streifte durch die Gassen und konnte die Wirklichkeit kaum von eingebildeten Geistern unterscheiden.

Dann endlich hörte ich durch den Regen Stimmen, die aus dem üblichen Geschwurbel herausstachen. Am Anfang war es nur ein Flüstern, doch wurde es stetig lauter. Ich schlich um die nächste Ecke und tauchte in die Gasse dahinter ein. Die Stimmen wurden zwar klarer, was ich aber zu sehen bekam, verwirrte mich. Der Panik nahe, verkrampfte sich mein Griff um die

Beretta, doch zweifelte ich, ob sie mir noch helfen konnte.

Ein orangenes Hawaiihemd leuchtete mitten in der Gasse. Daneben eine Gestalt, die mit ihrer unauffälligen Kleidung fast unsichtbar war. Beide hantierten mit kleinen Sachen, genau wie jeder andere in Scutter. Als sie mich bemerkten, verschwanden ihre Hände sofort in irgendwelchen Taschen. Ich erschrak und verharrte. Noch waren die beiden scheinbar unsicher, ob ich da wirklich eine Pistole in der Hand hielt.

*Weiter Liz, du kannst jetzt nicht mehr kneifen!*

Ich machte einen Schritt nach vorne, woraufhin der Typ neben Sunnyboy das Weite suchte. Wie ein panisches Karnickel peste er zum anderen Ende der Seitenstraße. Ich war mir sicher, dass dieser Angsthase nicht Tommy sein konnte, und so ließ ich ihn laufen. Der Typ im Hawaiihemd blieb

wie angewurzelt stehen und starrte mich weiter an. In seinen Augen stand Furcht und Verwirrung - aber leider auch so was wie ein törichter Mut, diese Gefühle im richtigen Moment überwinden zu können. Er wollte wohl nichts überstürzen.

*Ich aber auch nicht.*

Sein seltsam aufgeplustertes Hemd warnte mich vor möglichen Überraschungen. Das leuchtende Ding war wohl sein Erkennungszeichen und inmitten des fast schon schneeartigen Regens sah ein Typ mit Hawaiihemd ansonsten reichlich seltsam aus.

»Tommy«, rief ich.

»Ja?«, sagte er.

»Hör zu, ich will keinen Streit. Cassidy hat dir etwas gegeben, das eigentlich mir gehört. Und das will ich zurück.«

»Ich weiß nicht genau, was du meinst.«  
Er behielt seinen schlichten Tonfall bei.

Meine Waffe machte irgendwie nicht genug Eindruck auf ihn.

»Cassidy war bei dir, um dieses Zeugs namens *Cobalt* zu kaufen. Dafür hat sie mit etwas bezahlt, das eigentlich mir gehört.«

»Meinst du die Kohle? Was ist bloß los mit euch Huren? Warum zielst du mit dem Ding auf mich?«

»Ich will nur mein Geld, alles andere ist mir egal. Das Geld, das Cassidy dir gegeben hat, gehört in Wahrheit mir und ich muss es wiederhaben.«

Tommy lachte. »Wenn das so ist, dann tut es mir leid. Aber deine kleine Freundin hat damit ihre Schulden bezahlt.«

Ich fuchtelte mit der Beretta herum, kam mir aber ziemlich blöd dabei vor. »Nein, du gibst mir zurück, was mir gehört, und ich werde verschwinden.«

»Cassidy gibt dir deine blöde Kohle wieder.«

Die Sache wurde immer angespannter.

»Cassidy gibt mir einen Scheiß!«, brüllte ich durch den Regen. Tränen schossen aus meinen Augen und zerflossen in Regen und verschmiertem Make-up. *Der Typ hatte meine Schwester vergiftet!* »Cassidy lag völlig zugedröhnt im Müll und wäre beinahe verreckt!«

Ich spürte, wie meine Kontrolle schwand. Wenn man einmal mit einer Waffe gedroht hat, kann man diese nicht einfach wieder einpacken und hoffen, dass die Probleme sich dann mit einem Händeschütteln lösen werden. Tommy gestikulierte mit seinen Händen im Regen herum, als wollte er sie darin reinwaschen.

»Gut. Hör zu, Mädchen. Ich bin ein guter Mensch und will dir auch nichts antun. Ich gebe dir etwas *Cobalt* und du verschwindest, okay?«



Dann tat er das weitaus Dümme, das er machen konnte.

»Hier«, sagte er und griff mit der einen Hand in die Weste, die er unter seinem albernen Hemd trug.

Die richtigen Entscheidungen waren fern und die Geister von Scutter schweigsam. Also beriefen sich meine vor Nervosität weichgekochten Reflexe einzig und allein auf Bilder, bei denen das Gegenüber unter den Mantel greift, um die tödliche Gegenwehr zum Vorschein zu bringen. In dem Bruchteil einer Sekunde blitzte irgendwo in meinem Hirn ein falscher Funke durch die Synapsen und sendete den Befehl, der mein Leben für immer veränderte.

Ehe ich wusste, wie mir geschah, drückte mein Zeigefinger den Abzug und ließ den Schlitten nach hinten schnellen. Ein Knall bellte durch die Gasse und wurde vom

Widerhall der Wände vervielfacht und neu interpretiert, jedes Mal ein wenig dumpfer als zuvor.

Die Kugel zerdampfte auf ihrer Flugbahn eine ganze Armada von Regentropfen und beendete schließlich ihre Reise wenige Zentimeter neben Tommys Herzen. Blut spritzte und die Wucht des Geschosses ließ ihn wie eine Pappfigur nach hinten kippen. Seine Weste schien entgegen meiner Vermutung überhaupt keinen eingebauten Lebensretter zu enthalten.

So lag Tommy auf dem nassen und dreckigen Boden, wand sich verzweifelt, röchelte und versuchte zu sprechen. Ich senkte die Waffe und stand da, als wäre ich nur Zuschauer bei einem Kinofilm. In meiner fortwährenden Dummheit hatte ich keine Idee, was ich jetzt hätte tun sollen. Einzig was ich wollte, hatte sich wegen des vorherigen Mantras in meinem Hirn

festgebrannt. Also lief ich apathisch los und blieb neben Tommy stehen. Zwei Sekunden lang starrte ich auf ihn runter, fixierte seine Augen und ging dann in die Knie, ohne den Blickkontakt zu unterbrechen. Sein fassungsloser Ausdruck ließ mich vermuten, dass er das Ende dieses Gespräches nicht annähernd so erwartet hatte.

Genau wie ich.

Seine Sprechversuche ließen immer mehr Blut aus seinem Mund quellen, welches vom Regen aus seinem Gesicht gewaschen wurde und in schmierigen Pfützen fortschwamm. Mit jedem Augenblick wurde ich mir meines Werkes bewusster, versuchte aber, es zu verdrängen. Ich wollte nicht wahrhaben, dass dies kein schlechter Traum war. Doch jeder zerplatzende Regentropfen zeigte mir auf einfachste Art und Weise die Vergänglichkeit. Schließlich durchbrach mein Verstand die Raserei. Fassungslos sah

ich dabei zu, wie das Leben aus Tommys weit aufgerissenen Augen schwand. Zurück blieb ein seltsamer murmelhafter Glanz.

*Was hatte ich getan?*

Heute Morgen hatte ich noch von einem Leben als Apothekenangestellte geträumt.

Und jetzt war ich eine ...

*Mörderin.*

Der Novemberregen ertränkte das Szenario mit Wasser. Die Beretta brannte in meiner Hand wie Eis. Ein Stück Eis direkt aus der Hölle. Wer auch immer behauptete, dass Feuer die Hölle regierte, der musste lügen. Die Waffe fühlte sich bereits jetzt wie eine unheilbare Krankheit an, ein erstes Geschwür, das gerade eben aufgetaucht war, aber nie wieder verschwinden würde.

Tommys postmortale Zuckungen und die Schübe, die im Takt seines sterbenden Herzens Blut aus dem Loch in seiner Brust pumpen, wurden schwächer. Ohne

wirklich zu wissen warum, zog ich seine Hand aus der Innenseite der Weste, dort, wo er sie hatte stecken lassen, als ich ihn erschoss.

Doch da war keine Waffe.

In seinen leblosen Fingern hielt er eine Art Klemme, die mehrere kleine Reagenzgläser umschloss. Diese waren mit derselben dunkelblauen Flüssigkeit gefüllt wie Cassidys Spritze. Nirgendwo eine Spur von Gefahr. Und doch hatte ich ihn erschossen.

*Er wollte verhandeln und ich nahm ihm sein Leben.*

Ich war eine feige Mörderin.

Nichts konnte je wieder rückgängig gemacht werden.

Verflucht, ich wollte das nicht.

»Nein, hör auf Liz. Es war nicht falsch«, sagten die Geister oder die Paranoia.

»Doch«, stammelte ich wie ein Kretin vor mich hin.

»Nein. Der Typ hat deine Schwester vergiftet und dir dein Geld gestohlen. Du bist nicht die Einzige, der das passiert ist. Aber du bist die Einzige, die gehandelt hat.«

»... *Mmh ... Da ist was dran ...*«

Tommy war ein Dealer, der für seinen eigenen Profit Menschen ins Verderben stürzte. Menschen wie Cassidy. Eine schwache Hoffnung gab mir das Gefühl, nicht völlig falsch zu liegen.

Ich sah mich um. Der Knall war laut gewesen, klar, aber niemand war bislang aufgetaucht. Vielleicht war sowas hier einfach an der Tagesordnung.

Ich steckte die Beretta wieder in meine Jacke, beugte mich über Tommy und riss sein orangenes Hemd auf. Dann fing ich an, an den vielen kleinen Taschen an seiner Weste herumzufingern. Überall kamen

Notenbündel zum Vorschein, auch etwas Schmuck, eine Uhr und sogar mein graviertes Armkettchen. Am Schluss lag ein Haufen Notenbündel vor mir, in denen meine paar Dollar schier lächerlich wirkten.

Nun, Tommy brauchte das jedenfalls nicht mehr.

Ich packte den ganzen Kram ein, auch den Schmuck. Dafür würde ich sicherlich irgendwo einen Käufer finden. Dass das Ganze aber ein hässliches Nachspiel haben könnte, wollte ich mir damals noch nicht eingestehen. Denn ich hatte Geld.

Viel Geld.

## Flusswasser

*Jonathan Warwick*

Das Viertel war noch nicht ganz so heruntergekommen wie Roseworth, aber ein paar unbekümmerte Jahre konnten da sicher Abhilfe schaffen. Jedenfalls fingen die Kakerlaken schon an, sich wie zuhause zu fühlen. Der Regen hatte eine kurze Pause eingelegt und im Schein der wenigen noch funktionstüchtigen Straßenlampen huschte das Ungeziefer von der einen Ecke in die andere und tat das, was auch immer es in seinem gestressten Alltag so tut.

Seine Hartnäckigkeit fand ich schon immer bewundernswert. Selbst als die Atombomben das Bikini-Atoll zerfetzt und verstrahlt hatten, wuselte das Ungeziefer weiterhin darauf herum. Eine der



Kakerlaken schien jedenfalls ganz angetan von mir und eskortierte mich fast bis zu der Haustür der Battery Street Nummer 12.

Ich studierte die Briefkästen. Die Namen waren unleserlich. Die Eingangstür quietschte erbarmungswürdig, das Gebäude flehte wohl wie die meisten in der Nachbarschaft um Hilfe. Wenn hier niemand bald in Sanierungen investierte, würde diese Gegend in einigen Jahren als zweites Scutter enden.

In den Fluren war es bis auf das fahle Abendlicht und die kargen Glühbirnen-Halos finster. Ein Schild am Aufzug erklärte mir, dass der schnelle Transport nach oben hier nicht mehr in Betrieb sei und ich mich also mit dem sportlicheren Weg begnügen müsse. Im dritten Stock fand ich das besagte Apartment Nummer fünf. Als sich die Tür vor mir öffnete, zog ich meine Kanone und drückte mich an die Wand. Eine Gestalt,

breit und muskulös wie ein Wrestler, trat hinaus und bemerkte mich sofort. Kein Wunder, hielt ich ihm auch den Lauf meiner Kanone fast an die Schläfe.

Bricks Züge waren immer noch dieselben. Der Alkohol, den er seit unserer letzten Begegnung in sich hineingekippt hatte, hatte sein Antlitz jedenfalls nicht weiter verwüstet. Dieser Visage konnte nichts etwas anhaben. Auf seinen Wangen prangten die gleichen alten Narben. Und sein Blick versprach noch immer Unheil. Ich kannte Brick schon so lange, wie ich ein Mann war.

»Brick, was zur Hölle tust du hier?«

»Nur meine Freunde nennen mich Brick«, kam es zurück. Er starrte noch immer geradeaus.

»Freunde hat man in einer Stadt wie dieser wenige«, meinte ich trocken.

»Und von den wenigen, die man hat, gibt's dann noch solche, die einem mit 'ner ziemlich fetten Kanone vor der Schläfe herumfuchteln.«

Langsam drehte er den Kopf.

Seine Waffenkenntnisse entlockten mir ein Grinsen. Es war kaum möglich, in der Finsternis des Flurs die Größe meiner Pistole geschweige den das Kaliber auch nur zu erahnen. Brick aber erkannte Kriegswerkzeug schon an seinem Geruch. Ich sicherte den Wüstenadler und ließ den Lauf zu Boden sinken.

Es war in der Tat nicht die netteste Begrüßung für einen alten Freund, doch hatte ich gelernt, mich abzusichern.

Wir begrüßten uns auf althergebrachte Art. Nicht wie irgendwelche Lackaffen, sondern wie richtige Männer: mit einem kräftigen Handschlag und einem Bruststoß,

der unsere Rippen knacken ließ. Ich klopfte Brick auf den Rücken.

»Verdammt, Brick, lange nicht gesehen ... Was treibst du denn so?«

»Zurzeit sammle ich Probleme«, meinte er, ernster als sein Lächeln verriet.

»Das Revier meint, du verscherbelst Drogen.«

»Bei mir scherbelte bloß der Fernseher.«

Ich spähte um die Ecke in seine kleine Wohnung. Der Fußboden war zur Hälfte mit Glassplittern übersät, während der alte Fernseher ausgehöhlt und nutzlos in der Ecke stand.

»Das Chaos stammt von mir«, erklärte Brick. »Dieses Zeug aber nicht.«

Er zog ein kleines Reagenzglas aus seiner Manteltasche. Darin befand sich eine tiefblaue Flüssigkeit, die irgendwie kindlich wirkte. Auf mich machte das Ding den

Anschein, als käme es direkt aus einer Bastelbude.

»Bin vorhin aus meinem Todsuff aufgewacht und da stand das Zeug in meiner Wohnung.« Er deutete auf eine offenstehende Kiste auf dem Fußboden. Auf dem dazugehörigen Deckel, der schräg an die Kiste angelehnt war, konnte ich das in schmierigen Lettern geschriebene Wort »*Cobalt*« lesen.

Ich zog die Tür zu und untersuchte das Schloss. An der Außenseite war deutlich zu erkennen, dass es aufgebrochen worden war.

»Jon, jemand will mich verarschen. Ich habe niemandem etwas getan. Du könntest mir helfen, das Arschloch zu finden.«

Ich hob die Augenbrauen und verzog skeptisch den Mund. »Und was genau soll ich tun?«

»Kommt darauf an, wie kleinlich du bist«, meinte er und lachte.

»Na gut. Aber lass uns erstmal von hier verschwinden. Ich habe eigentlich den Auftrag, dich zu verhaften und wenn uns jemand hier plaudern sieht, kann ich nicht mehr erzählen, du seist mir entwischt.«

Draußen war der Regen wieder dabei, die Stadt und ihr Leben zu ersäufen.

»Widerliches Gepisse«, fluchte ich, eilte zum Chevy und stieg ein. Brick sah sich draußen noch kurz um, dann kam auch er. Ich hatte das Sprechgerät bereits in den Fingern, als Brick plötzlich die Hand hob.

»Jon ...«, fing er an. »Du musst das nicht tun. Du kannst denen auch einfach erzählen, ich bin nicht dagewesen. Ich komm schon allein zu recht.«

»Brick, hör zu«, sagte ich. »Ich war vielleicht nicht immer an deiner Seite und es ist schon lange her, dass wir das letzte Mal

zusammen Scheiße gefressen haben.  
Dennoch gibt es Dinge, die man nicht  
ändern muss. Wir haben wie Brüder  
zusammen gekämpft. Weiß der Teufel wo  
auf der ganzen Welt. Wenn zwei Flüsse erst  
einmal zusammengeflossen sind, kann man  
ihr Wasser nicht mehr voneinander  
trennen.«

## Nebukadnezar

*Balthasar »Brick« Rodrick*

Nachdem er den Funkspruch abgesetzt hatte, startete Jon die Kiste und fuhr los. Nirgends eine Menschenseele, das Viertel war wie ausgestorben. Wie üblich. Jon hielt auf die Winchester Street zu.

»Wie lange treibst du dich denn schon hier rum? Und was tust du an diesem gottverlassenen Ort?«

Ich schwieg einen Moment. »Was ich hier tue? Wenn ich das nur wüsste. Ich irre seit fast einem Jahr hier herum und suche nach einer anständigen Arbeit.«

Jon flocht den Wagen ins abendliche Getümmel der Hauptstraße ein und ich erzählte ihm die Geschichte mit Kaymaz



und der ganzen Scheiße. Er hörte gespannt zu und kämpfte sich durch den Verkehr.

»Hört sich nach dreckiger Scheiße an«, meinte er schließlich.

»Ja, kann man so sagen. Seither schwimme ich wie Treibgut in der Kloake der Stadt«, gestand ich ihm. »Und was treibst du so?«

»Ich gehe in langweiliger Regelmäßigkeit meinem Job nach.« Er machte nicht den Eindruck, als wollte er das noch ergänzen. Wir schwiegen beide. Nur die Wassertropfen, die aufs Dach des pechschwarzen Impalas hämmerten und das Schnurren des Motors durchdrangen die Stille.

»Verdammt Regen«, fluchte Jon einige Minuten später.

Tatsächlich goss es immer stärker. Eine Wand aus Wasser, die allmählich die Sicht erschwerte.

»Wo fahren wir hin?«, wollte ich wissen.

»Ich bringe dich vorerst bei mir unter.

Du musst aber die Füße still halten und unsichtbar bleiben.«

»Ja, sicher doch«, sagte ich. »Und was hast du danach vor?«

»Ich muss zurück aufs Revier, Bericht erstatten. Lügen und hoffen, dass uns niemand auf die Schliche kommt. Solange wir keine Beweise für deine Unschuld haben, glaubt uns sowieso keiner. Und unsere beiden Köpfe werden rollen, wenn sie es herausfinden.«

»Gut, aber was wollen wir tun, um das zu vermeiden und die Wahrheit ans Licht zu bringen?«

»Weiß nicht«, seufzte Jon und starrte kurz aus dem Seitenfenster. »Sag du's mir.«

»Ich denke, ich werde im Nebukadnezar jemandem einen Besuch abstatten«, erklärte ich ihm. »Der Typ heißt Frederic Bolbao.

Labert immer einen Haufen Scheiße und hat meist sogar recht damit. Muss der Laufbursche von 'nem ziemlich großen Tier sein.«

»Dann willst du also den ganz Großen ans Bein pinkeln?«

Ich hörte den Zweifel in Jons Stimme.

»Ich will ja nicht wissen, wer das Zeug in den Umlauf bringt. Ist nicht mein Problem. Das Einzige, was mich interessiert, ist, wer mich da in die Scheiße reiten will.«

»Und wenn es derselbe ist?«, meinte Jon.

»Dann habe ich wohl ein ziemliches Problem.«

Jon konzentrierte seinen Blick auf die Straße. Die Scheinwerfer der entgegenkommenden Fahrzeuge blendeten, einzelne Strahlen durchstachen den Regen und die Dunkelheit. Mir fiel auf, dass, obwohl Jonathan nie besonders gesprächig gewesen war, er bedrückter als je zuvor

wirkte. Irgendetwas machte dem alten Haudegen zu schaffen. Aber Jon schien die Sache vorerst nicht teilen zu wollen. Und auch ich hatte für den Moment nichts mehr zu sagen. Nach einer Weile beklemmender Stille wandte er sich wieder an mich.

»Wenn du bis morgen Abend warten kannst, begleite ich dich.«

*Audax et fidelis* - kühn und treu.

Das Motto unserer Legion. Zwar waren wir beide der Legion schon längst nicht mehr treu, doch hielt das Motto uns wenigstens noch zusammen. Aber es gab da ein Problem, vor dem ich Jon warnen musste.

»Ich danke dir für deine Hilfe, aber bist du sicher, dass das eine gute Idee ist?«, fragte ich vorsichtig. »Das Nebukadnezar ist ein ziemlich zwielichtiger Laden und die Typen dort sehen nicht gerne Polizisten.«

Jon nickte verständnisvoll. »Ja, ich kenne den Laden. Aber ich trage schon seit Jahren keine Uniform mehr. Kaum jemand in dieser Stadt weiß, dass ich ein Cop bin. Und diejenigen, die's wissen sind alle im Knast.«

Klang gar nicht so übel. Ich hatte einen Krieger für meine Schlacht gewonnen. Nicht einfach irgendjemanden, sondern einen Elitekämpfer. Zugleich den einzigen Freund, den ich noch besaß. Und bis vor Kurzem hatte ich nicht einmal gewusst, dass er auch hier in dieser Stadt lebte. Was war bloß mit mir los gewesen? *Was für ein Wahnsinn.*

»Und woher kommt es, dass du dich im Nebukadnezar so gut auskennst? Bist du öfters dort?«, fragte Jon - mit einem etwas ungläubigen Unterton, hörbar nur für jene, die ihn gut kannten.

»Nun ja, ich hab da mal als Türsteher gearbeitet. Bis zu dem Vorfall mit dem

Dealer. Der hatte vor der Tür des Clubs eine Auseinandersetzung mit einer seiner Kundinnen, einer Prostituierten. Die Kleine fing an zu wimmern und zu heulen und als er sie zum zweiten Mal schlug, wurde es mir zu viel. Ich ging hin und versuchte zu schlichten, aber der Kerl knallte mir einfach eine. Also kriegte er auch eine zurück. Seine war nicht der Rede wert, meine jedoch hat ihn zu Boden gehauen. Ich sagte dem Mädchen, alles sei in Ordnung und sie solle sich jetzt besser aus dem Staub machen. Doch die blöde Nutte schaltete auf Terror und schrie mich an, ich hätte gerade ihren Dealer vermöbelt. Es gab eine Riesenshow. Der Boss hat mich noch am gleichen Abend gefeuert.«

Die Geschichte heiterte Jon ein wenig auf. »Keine gute Tat bleibt ungestraft.

*Willkommen in San C!«*

War wohl nicht die erste Geschichte dieser Art, die er zu hören bekam. Er musste die Stadt ja mittlerweile ziemlich gut kennen.

»Warst du seither je wieder dort?«, fragte Jon.

»Ja. Bin trotz allem an der Bar ein gern gesehener Gast. Hab sogar mit dem Rauchen aufgehört, damit meine Kohle für die Drinks reicht.«

Jon schüttelte lachend den Kopf. »Hat dort drinnen immer noch jeder zweite 'ne Knarre?«, erkundigte er sich.

»Ja, wie im verdamnten Wilden Westen. Von manchen Dingen können sich diese alteingesessenen Amerikaner wohl nie trennen.«

»Hm, wenn nur die Amerikaner Knarren hätten, wäre dieses Land ziemlich friedlich. Heutzutage verteilt die Regierung eher an jeden Immigranten eine Winchester, als dass

sie ihm helfen würde, ein anständiges Leben aufzubauen. Waffenläden an jeder Ecke werden toleriert, Sozialleistungen jedoch gleich Null. Kein Wunder. Geht alles vor die Hunde. Und diese Stadt ist erst der Anfang.«

»In manchem Kriegsgebiet ist die Bevölkerung herzlicher als hier.«

Jon nickte.

Das Gespräch fror ein. Wir fuhren eine längere Zeit durch fast menschenleere Straßen, während der peitschende Wind langsam zu einem Sturm heranwuchs. Es war wahrlich keine schöne Vorstellung, die Nacht irgendwo in einer Gosse zu verbringen. Wenn Jon nicht gewesen wäre, hätte ich mir wohl ein Zimmer im *Paria* genommen. Miese Absteige für wenig Geld, ideal für Verlierer wie mich. Jetzt jedoch durfte ich mich auf ein sauberes Sofa in einer trockenen Wohnung freuen. Dazu



hatte ich noch einen alten Freund wiedergefunden. Manchmal hilft es zu wissen, dass selbst auf die schwärzeste Nacht ein Morgen folgen wird.

»Wo wohnst du denn eigentlich?«, unterbrach ich die Stille.

»Westlich des Stadtzentrums, in Acomodado.«

»Ziemlich teure Gegend, oder?«

Er schüttelte den Kopf. »Früher war das Viertel das Quartier der Großgrundbesitzer. Heutzutage wohnen die Bonzen in den Clover Heights und Acomodado gehört den gewöhnlichen Leuten.«

»Ach so«, murmelte ich und wandte den Blick zum Fenster, wo die Senklöcher das Wasser nicht mehr aufnehmen konnten und sich bereits Bäche bildeten, die die Straße entlangschossen.

Etwa zehn Minuten später präsentierte uns Acomodado seine stattlichen alten

Häuser, meist von verzierten Mauern und Gitter umschlossen. Allzu gewöhnlich sah das Ganze in meinen Augen nicht aus, aber Jon musste ja wissen, wovon er sprach. Er ließ ein paar dieser prächtigen Bauten an uns vorüberziehen und bog dann direkt von der Hauptstraße aus in einen Torbogen ab, dessen schwere Eisenflügel sich per Knopfdruck auf ein kleines Kästchen im Handschuhfach des Impalas geöffnet hatten. Soweit ich erkennen konnte, säumten Bäume und Sträucher die Mauer, die links und rechts von uns aufragte. Auf den Sträuchern spielte das Unwetter ein sonderbares Spiel, indem es die Blätter zunächst mit Regenwasser übergoss und dieses gleich darauf mit derselben Wonne wieder in alle Winde zerstreute.

Die in der Dunkelheit schwach erkennbare Front eines stattlichen Hauses tauchte vor uns auf. Schöner als die

plumpen Betonklötze von heutzutage. Nur die größtenteils leeren Parkfelder daneben wirkten billig wie bei einem Supermarkt.

Jon parkte nah am Gebäude. Wir stiegen aus und während Jon den Wagen abschloss, sah ich durch den Regen hoch zur Fassade. Drei Stockwerke. In wenigen Fenstern brannte Licht.

»Ziemlich tolle Hütte«, schrie ich gegen Wind und Regen an.

Jon nickte.

Ich folgte ihm nach vorne zur Front. Der Eingang war ein massives Holzportal mit schönen Ornamenten. Jon schloss das Ding auf. Drinnen traf mich fast der Schlag.

»Heilige Scheiße ...!«

Ich fand mich in einem Vestibül wieder, wie ich es noch nie gesehen hatte. Der Raum war zwar nur ein Anbau und nicht so hoch wie der Rest des Gebäudes, doch gestützt von einem halben Dutzend gigantischer Säulen,

musste das Dach dieses Bereichs mindestens bis zur zweiten Etage ragen. Ein roter Läufer führte von den Stufen des Eingangsportals durch die Mitte des Raumes auf eine riesige Treppenflucht zu und dann nach oben in die Galerie.

»Verflucht, da kann man ja Boote und Flugzeuge reinstellen.«

Wie ein kleines Kind stand ich da und staunte all die Details an, auf die die Hausherren von früher so viel Wert gelegt hatten.

»Drinne ist nicht alles so pompös«, spielte Jon ein wenig herunter.

Er steuerte die Treppe an. Die Galerie führte auf beiden Seiten zu Fluren, welche vom Eingang aus nicht sichtbar waren, da das Vestibül etwas schmaler war als der Rest des Gebäudes. Oben angekommen, bogen wir nach links ab, folgten dem Gang dann noch einmal um die Ecke und

schließlich nach hinten ins Innere des Hauses direkt zu einer weiteren Tür. Jon fingerte am Schlüsselbund herum, währenddessen betrachtete ich die Malereien, die auf Brusthöhe in einem schmalen Streifen der gesamten inneren Flurwand entlang angebracht waren. Die Malereien zeigten die blutigen Kämpfe zwischen den Truppen von General Cortés und den amerikanischen Ureinwohnern. Das war nicht irgendeine billige Tapete, sondern richtige Kunst. Nirgends wiederholte sich auch nur ein einziger Pinselstrich, was bedeutete, dass sich irgend so ein armes Schwein vor ein paar hundert Jahren die Finger daran wundgemalt haben musste. Heutzutage war so etwas unbezahlbar.

Einer von Jons vielen Schlüsseln passte und führte uns in ein völlig anderes Zeitalter.

Meine Augen mussten sich erst wieder an die Dunkelheit gewöhnen und im ersten Augenblick schien mir die vor uns liegende Wohnung dunkler als die Rückseite des Mondes. Jon eilte irgendwo in der Finsternis herum. Dem Geräusch nach zu schließen, verdeckte er die Fenster.

»Schließ die Vorhänge und mach kein Licht, solange ich weg bin. Ich will nicht, dass jemand Fragen stellt«, bat er. Dann stand er wieder neben mir bei der Garderobe, um seinen durchnässten Mantel gegen einen trockenen einzutauschen.

»Du kannst den Fernseher anmachen, aber bitte leise. Im Schlafzimmer steht ein Schnapsschrank, du wirst ihn schon finden.«

Ich sah mich immer noch um wie ein staunendes Kind.

»Wohnst du alleine hier?«

Als aber nach zwei Sekunden noch immer keine Antwort kam, wandte ich mich um.

Jon starrte mich an.

»Frag bitte nicht.«

Ich schwieg erschrocken.

»Wir reden später«, sagte er, während er sich in den Mantel zwängte. Es dauerte nicht lange, dann war er verschwunden. Ich zog meinen Mantel und die Schuhe aus und verschaffte mir einen Überblick.

Die Küche bildete zusammen mit dem Wohnzimmer einen einzigen Raum, genau gegenüber der Eingangstür befand sich eine weitere Tür, hinter der ich das Schlafzimmer vermutete. Wer an der Küche vorbeiging, fand wohl ein Badezimmer. Alles in allem ziemlich modern eingerichtet. Kein Detail zu viel. Soviel ich in der Dunkelheit erkennen konnte, war das meiste in Schwarz und Weiß gehalten. Schlicht und dezent,

aber mit einem gewissen Sinn für Eleganz.  
Passte zu Jon.

Genau so kannte ich ihn.

Die Fernbedienung des Fernsehers lag auf einem Beistelltischchen, das neben einer zweisitzigen Ledercouch stand. Ich setzte mich und zum ersten Mal in meinem Leben erfuhr ich, was Luxus für ein tolles Gefühl war. Den Alkohol ließ ich fürs Erste sein - wenn auf meinem Schädel wirklich eine Zielscheibe gemalt war, wäre es wohl besser, ich würde vorerst nüchtern bleiben. So fing ich an herumzuzappen und blieb schon bald bei einer Wiederholung von *Moon of Carpathia* hängen. Die Serie war momentan der große Renner, wie alles was mit Vampiren zu tun hatte.

Sie handelte von einer jungen Frau, die herausgefunden hatte, dass sie eine Urgroßtochter des Grafen Dracula war und langsam zum Vampir mutierte. Viel mehr



hatte ich von den bisherigen Folgen wegen des Wodkas nicht mitgekriegt. Also gab ich mir diesmal größte Mühe, der Handlung zu folgen, um herauszufinden, was all diese TV-Junkies an den Bildschirm fesselte.

Die Stimme der überaus anschaulichen Hauptfigur namens Alyne erläuterte ihre Gedanken:

»Etwas an der Nacht war anders. Es war ihr Geruch, der mir mit jedem Mal, wenn die Sterne das Firmament überwucherten, etwas mehr versprach. Was das allerdings sein würde, vermochte mir die Nacht nicht zu sagen.

Um Antworten auf solche Fragen zu erhalten, saß ich in einem Zug nach *Sibiu*. Der letzte Ort, den ich auf dieser Welt aufsuchen wollte. Und von dort aus würde die Reise noch weiter gehen. Ins Karpatengebirge.

Die dicke Familienakte, die vor mir auf dem Tisch lag, hatte mir verraten, dass ich dort mehr erfahren konnte. Ich musste nur am richtigen Ort suchen. Neben der Akte stand das Abendessen. Es war kalt. Hunger war schon lange kein vertrautes Gefühl mehr. Zwar fühlte sich meine Kehle mit jedem Tag ein bisschen trockener an, doch je mehr ich dagegen unternahm, desto unerträglicher wurde es. Selbst ein normales Glas Wasser kratzte so stark, dass der Würgereflex mindestens die Hälfte wieder nach oben drückte. Als es vor zwei Wochen begann, suchte ich zunächst einen Arzt auf. Mittlerweile würde der mich einsperren lassen, damit ich mich mit den Tiefen meines Hirns auseinandersetze. Nein, eingesperrt zu sein, wäre das Schlimmste, das mir jetzt passieren könnte. Dann hätte ich nicht den Hauch einer Chance.

Angewidert starrte ich das Steak an, bevor ich der Bedienung erlaubte, das Essen abzuräumen. Ich hatte wirklich keine Lust, den Tisch vollzukotzen. Als die Bedienung das Tablett wegtrug, erinnerte ich mich an den nur allzu morbiden Moment, als ich letzte Woche der Versuchung nicht widerstehen konnte, in das rohe Steak zu beißen. Während ich meine Einkäufe, welche einer unter Appetitlosigkeit leidenden Person nicht gerade einfach fielen, in den Kühlschrank einräumen wollte, geriet mir das Steak in die Finger. Ein paar Sekunden lang starrte ich das Ding einfach nur an, doch dann zerfetzte ich die Verpackung und riss mit den Zähnen ein Stück heraus. Zunächst war es ziemlich befriedigend, doch nach ein paar Augenblicken lag das Steak in einer Pfütze aus Gallenflüssigkeit vor mir auf dem Küchenboden. Etwas aber war ein klein

wenig besser als vorher. Das wenige Blut, das noch in dem toten Stück Fleisch gewesen war, erquickte meinen Gaumen und ich gierte nach mehr. Ich war unhaltbar. Ohne auch nur darüber nachzudenken, was ich da tat, steckte ich mir das rohe Steak in den Mund und sog kräftig daran. Danach fühlte ich mich besser, doch da konfrontierte mein Hirn mich zum ersten Mal mit dem Wort, das fortan meine größte Angst sein sollte: Vampir.

Jetzt saß ich da, trug nicht mehr viel anderes in mir als die Angst, was wohl aus mir werden würde. Meine Gefühle schwankten im Sekundentakt irgendwo zwischen heilloser Panik und stoischer Ruhe, Zorn und verhasster Neugier.

Das Zugfenster bediente sich der Nacht als Hintergrund und ich erwischte meinen Blick dabei, wie er spiegelverkehrt das Geschehen im Wagon verfolgte. Ich konnte

den anderen Menschen nicht mehr in die Augen sehen, so abscheulich fand ich mein Verhalten.

Seit ein paar Tagen kontrollierte ich penibel genau die Spitzen meiner Eckzähne. Jedes Mal, wenn meine Zunge deren Form abtastete, bildete ich mir ein, dass etwas anders war. Der kontrollierende Blick in den Spiegel bewies mir bis dahin aber noch das Gegenteil. Noch immer wusste ich nicht, auf wessen Seite meines Verstandes ich mich stellen sollte. Entweder würde ich für den Rest meines Lebens dagegen ankämpfen und mich mit Mühe und Not an dem festhalten, was mir bisher etwas bedeutet hatte, oder aber ich würde die Dinge akzeptieren wie sie waren und mich für immer von der Welt, wie ich sie kannte, verabschieden.

Ich war mir nicht sicher, welche der beiden Möglichkeiten schlimmer war, also

zögerte ich diese Entscheidung noch einmal hinaus.

Das Einzige, das ich mit Sicherheit wusste, war, dass der nächste Morgen nur noch wenige Stunden entfernt war und er die Sonne zurück an den Himmel bringen würde.«

»Verdammt«, knurrte ich leise vor mich hin. Mich plagte ebenfalls eine Gier. Innerlich verfluchte ich mich als maßlosen Bastard, aber es ging eben nicht ohne Wodka. In der Düsternis des Schlafzimmers achtete ich darauf, nichts von Jons Sachen zu zertrampeln. Das Schlafzimmer selbst war eine Fortsetzung seines extravaganten Einrichtungsstils. Eine große Glasfront ermöglichte den Blick auf einen Teil des Parkplatzes und einer daran anschließenden Rasenfläche, wo die stürmische Nacht sich um Unordnung bemühte. Blitze

erleuchteten für Sekundenbruchteile den ganzen Raum taghell. Mitten im Schlafzimmer stand ein Doppelbett, an der mir gegenüberliegenden Wand eine hüfthohe Kommode, die fast die gesamte Zimmerbreite einnahm. Ihre Front bestand größtenteils aus schwarzen Schubladen mit glänzenden Griffen, in der Mitte jedoch war eine Glasvitrine eingelassen. Ich öffnete die nach außen gewölbte Tür und ein eingebautes Lämpchen sprang an. Alles in allem eine nicht zu verachtende Auslage, mich aber interessierte wie immer nur eine bestimmte Sorte von Flasche. Sie stand ganz vorne, schien also ebenfalls zu Jons Favoriten zu gehören. Ich umklammerte den gläsernen Hals und wollte die Vitrine gerade wieder schließen, als es passierte.

Ein Blitz schoss durch die Nacht und spiegelte sich im Glas eines Fotorahmens, der oben auf der Vitrine direkt vor meiner

Nase stand. Darauf glaubte ich den schwarzgekleideten Jon neben einer schneeweißen Braut zu sehen.

Ich hielt inne. Meine Finger verkrampften sich um den Flaschenhals. Dann griff ich nach dem Rahmen.

Noch ein Blitz.

*Tatsächlich.*

Ein Hochzeitsfoto, aufgenommen vor gar nicht allzu langer Zeit. Jedenfalls sah Jon darauf nicht wesentlich jünger aus als heute.

*Verdammt, ich Idiot. Ich wusste doch, dass etwas nicht mit ihm stimmte. Das hätte mir in den Sinn kommen können, oder etwa nicht?*

Nein, mir nicht.

Dazu war ich viel zu dumm. Ich war ein rücksichtsloser Trampel, fluchte über meine Unvorsichtigkeit und versuchte, irgendwie mein schlechtes Gewissen zu beruhigen. Das Einzige aber, das mir dazu einfiel, war



zugleich das Dümme: nämlich ein weiterer Schluck Wodka.

Ich kippte mir das erste Drittel der fast vollen Flasche die Kehle hinunter. Es tat wieder einmal viel besser, als es eigentlich hätte tun sollen und ich wusste schon jetzt, dass der Rest auch noch dran glauben musste. Vorher aber würde ich meinen Arsch wieder aufs Sofa schwingen - um nicht doch noch Kollateralschäden zu verursachen. Bei Jon konnte ich mich später entschuldigen, wenn er vom Polizeiposten zurück war.

Als ich wieder auf dem Sofa hockte, half auch das Fernsehprogramm nicht, mein schlechtes Gewissen zu beruhigen. Also doch der Wodka. Ich trank und mir wurde langsam schwindlig, bis das Fernsehbild zu einem Wellenmeer verkam und die tanzenden Teufel vom einbrechenden Schlaf gefressen wurden.

Im Krieg hatte ich gelernt, dass das Schließen der Augen etwas vom Gefährlichsten ist, das man tun kann. Man weiß nie was sein wird, wenn man sie wieder öffnet.

# Der Flügelschlag des Schmetterlings

*Jonathan Warwick*

Mir war nicht wohl bei dem Gedanken, demnächst das Revier zu betreten, egal wie oft ich mir einredete, es würde schon klappen.

Der Regen erwies sich immer noch als äußerst hartnäckig und hämmerte unermüdlich aufs Autodach, als ich zu den Parkplätzen auf der Rückseite der Zentrale steuerte. Ich stellte den Wagen ab und noch bevor ich ausgestiegen war, sah ich *sie* unter dem Vordach des Eingangsbereichs neben einer der Säulen stehen:

*Deputy Chief Michelle Parry*, eine hübsche junge Frau mit strohblondem Haar.

Eine Traumfrau könnte man sagen. Hatte sich den Arsch aufgerissen, um diese

Position zu erreichen. Ihr Streben nach Perfektion war aber auch gleichzeitig ihre Schwäche: Sie verzweifelte zu schnell, wenn die Dinge mal nicht so liefen, wie sie sollten. Ich brauchte ihr Gesicht nicht zu sehen, um zu wissen, dass so ein Fall gerade eingetreten war.

Ich stieg aus dem Wagen und lief ihr entgegen, jedoch nicht so hastig, wie all die jungen Hüpfher es immer taten. Nur weil es regnete, musste man nicht gleich die Siebenmeilenstiefel auspacken. Zimperliche Rehviecher hatten im *Police Departement of San Cobarlo* eben nichts zu suchen.

Während ich mich also begießen ließ, fiel mir ein, dass Tanja Pandoras Visitenkarte noch immer in der Tasche des Mantels steckte, den ich zuhause gegen einen neuen ausgetauscht hatte. So war das einzige Mitbringsel, das ich Deputy Chief Parry zur

Beschwichtigung hätte geben können, nicht verfügbar.

Chief Parry biss sich nervös auf die Lippe und schlug einen vorwurfsvollen Ton an, als ich die Stufen hochstieg. Nicht anders als erwartet.

»Was ist passiert? Wo waren Sie so lange?«

Ich sammelte gerade noch die richtigen Worte, als sie schon weitersprach. »Folgen Sie mir in mein Büro. Wir müssen reden.«

Ich folgte ihr und kaum hatte ich das Gebäude betreten, schlug mir auch schon der verhasste muffige Geruch entgegen. Die scheuen Seitenblicke der anderen Officers verrieten nichts Gutes. Alle saßen stumm an ihren Bürotischen und taten so, als seien sie hochgradig beschäftigt.

*Was war los?*

Hatten sie meine Lügen aufgedeckt?  
Aber wenn es so wäre, säße ich wohl schon  
lange in Untersuchungshaft, oder?

Bei Parrys Büro angekommen, ließ sie  
mich eintreten und schloss die Tür hinter  
sich. Dann nahm sie hinter dem großen  
Schreibtisch platz, während ich mich wie  
üblich in den gepolsterten Sessel fallen ließ.  
Mit all der dunklen Vertäfelung aus  
Kirschbaumholz war mir das Zimmer schon  
immer wie der Arbeitsplatz des Präsidenten  
vorgekommen. All die massiven Möbel,  
deren Oberflächen lackgetränkt glänzten  
und einen Hauch von Edel versprühten.

Parry musterte mich.

Ich sah, wie irgendeine mentale  
Yogaübung in ihrem Kopf herumturnte.  
Wohl zur Beruhigung. Dann fing sie an.  
Aufgesetzt gelassen.

»Nun Jonathan. Erzählen Sie mir, was Sie wissen und was nicht. Fangen wir erstmal beim Fall Ramírez an.«

Ich beugte mich vor, um eine etwas sachlichere Haltung einzunehmen. »Ich bin der vorhandenen Spur gefolgt, Chief. Bis ich auf eine gewisse Miss Tanja Pandora traf. Ihren eigenen Angaben zufolge ist sie die Tochter von Senator Ramírez. Miss Pandora mochte ihren Vater scheinbar nicht besonders. Sie sind seit längerem getrennt. Miss Pandora nahm ihren neuen Namen an, unter dem sie auch derzeit arbeitet. In einem Altenheim an der Maple Alley. Ich denke, wir sollten Miss Pandora im Auge behalten.«

Parry starrte mich etwas verdutzt an und ich konnte sehen, wie die Yogaübung enttäuscht ihre Sachen packte.

»Eine uneheliche Tochter«, sagte sie.  
»Davon steht nichts in den Akten.«

Auf einmal wurde mein Hirn wach.

»Warum eigentlich *unehelich*?«, fragte ich.

Parrys Blick verriet mir, dass sie mir nicht ganz folgen konnte. Sie bat mich, weiterzureden.

»Ich meine, Ramírez war *einmal* verheiratet«, erklärte ich. »Seine Frau aber ist seit Jahren tot. Was wäre, wenn der Tod der Frau und die Geburt der Tochter sehr nahe, womöglich sogar gleichzeitig stattfanden? Tanjas Alter zufolge scheint mir das möglich, sofern mich meine Erinnerung über das Todesjahr von Ramírez' Frau nicht täuscht.«

Parry setzte das Puzzle in ihrem Kopf zusammen und kam allem Anschein nach zu einem ähnlichen Ergebnis. »Das scheint durchaus möglich. Ich werde das überprüfen.«

Ich frönte mich gerade meiner Kombinatorik, als Parry diese gleich wieder



zerstörte: »Nun zur anderen Sache«, sagte sie und mir wurde unwohl. »Was war los in der Battery Street?«

*Ja, was war eigentlich genau los in der Battery Street?*

Genauso gut hätte sie mich fragen können, ob unter meinem Bett ein Monster hauste. Zwar war ich jeden Tag dort, doch konnte ich es nicht mit Sicherheit sagen. In der Battery Street hatte ich einen alten Freund getroffen, der meinen ansonsten schon rätselhaften Tag nur noch rätselhafter machte. Eigentlich tappte ich genau wie Parry im Dunkeln, nur dass ich in einer anderen Ecke des finsternen Zimmers umhertorkelte. Dennoch konnte ich für Bricks Unschuld garantieren, während Parry lediglich gesetzlich zu dieser Annahme verpflichtet war - bis sich das Gegenteil beweisen ließ.

Somit war mein Wissen um ein kleines Krümelchen an scheinbarer Wahrheit reicher, doch sah ich keine Möglichkeit, Parry dies preiszugeben. Das Chaos, das daraus resultiert wäre, hätte meine ganze Bewegungsfreiheit zunichte gemacht. Es wäre das Prinzip des Schmetterlings gewesen, dessen Flügelschlag eine Kettenreaktion lostritt, welche am anderen Ende der Welt einen Orkan zur Folge hat. Also musste ich weiterhin den Dummen spielen und hoffen, dass das lange genug klappen würde.

*Ruhig Blut, jetzt nur nicht den Kopf verlieren.*

»Dort hatte ich leider keinen Erfolg«, fuhr ich fort. »Ich war da, Haus Nummer zwölf, doch ich habe die Zielperson nicht angetroffen. Sein Zimmer hingegen war mit Scherben verwüstet, von ihm selbst aber keine Spur.«

Parry glaubte mir nur halbwegs - was aber immer noch viel besser war als gar nicht.

»Am Funk sagten Sie, dass Sie den Verdächtigen kennen und schon einmal mit ihm zu tun hatten. Können Sie mir das erklären?«

Jetzt musste ich sie gnadenlos belügen, um nicht Bricks und meinen Kopf rollen zu sehen. Also log ich ihr einen früheren Besuch im Nebukadnezar vor und nutzte Bricks Geschichte, wie er den Dealer verprügelt hatte. Ich hätte ihm dabei zugesehen und seine Integrität erkannt. Es war natürlich fadenscheinig aus einem so kurzen Kontakt ein psychologisches Profil abzuleiten. Also musste ich die Geschichte mit vielen Einzelheiten ausschmücken und legte Parry als Grund für meinen damaligen Besuch im Nebukadnezar schweren Herzens noch einen Ehestreit obendrauf.

Ich hatte nie Streit mit Sally gehabt und es tat weh, das jetzt zu sagen.

Dass Parry mir trotz dieser Geschichte Inkompetenz unterstellen würde, war mir egal. Sie musste bloß die Story schlucken. So konnte ich Brick decken und das SCPD würde weiterhin einen Geist jagen. Parry hörte geduldig zu, setzte am Ende aber ein ungläubiges Gesicht auf.

»Und *das* ist der Grund, warum Sie uns erzählt haben, er sei ungefährlich?«

»Ich habe das Ganze mit all meiner damals zur Verfügung stehenden Erfahrung durchgeführt.« Kurz probierte ich es mit einem treuen Hundeblick, das schien aber nicht zu fruchten, also ging ich in den Angriff über. »Gut, Chief. Ich war damals ein wenig angetrunken und genervt. Aber den Unterschied zwischen Gut und Böse hat man viel mehr im Instinkt als im Verstand. Und überhaupt ändert das nichts an der

Tatsache, dass Balthasar Rodrick nicht in seiner Wohnung war, als ich ihn verhaften sollte. Woher kommt eigentlich diese Information?»

Parry lehnte sich tief zurück in ihr Lederpolster, hielt aber mit strengem Griff die abschließenden Verzierungsknollen fest. Sie sah mich ernst an und ließ meine Frage ein paar Sekunden lang im Raum stehen.

»Gut, dass Sie danach fragen«, meinte sie schließlich knapp. »Es gibt hierbei tatsächlich ein paar merkwürdige Dinge.«

Jetzt kam wohl das, weswegen draußen im Büro alle so ein Schmierentheater veranstaltet hatten.

»Rodrick war nicht der Einzige, der verhaftet werden sollte. Vor einigen Stunden meldete sich ein anonymes Anrufer auf dem Revier, mit amateurhaft verzerrter Stimme. Der Anrufer meinte, er schwebe in Todesgefahr und dies sei die letzte

Möglichkeit, sein Leben zu retten. Dann gab er eine Liste von Personennamen durch, die angeblich in ein Drogenkartell verwickelt seien. Er könne sich leider nicht persönlich zeigen, da das Zeugenschutzprogramm ihm nicht genügend Schutz böte, behauptete er.«

»Und so einen Quatsch nehmen Sie ernst?«, fragte ich.

Parry stand auf.

Offenbar nahm sie es sehr ernst.

Ich schwieg geduldig und sah ihr dabei zu, wie sie planlos durch den Raum tigerte. Dann schüttelte sie den Kopf. »Die Leute auf der Liste hatten tatsächlich kaum oder nie etwas mit Drogen zu tun gehabt.« Sie blieb hinter der Lehne ihres Stuhls stehen, stützte sich mit den Händen darauf ab und suchte meinen Blick. »Nur erzählten sie alle mehr oder weniger die gleiche seltsame Geschichte: Das hölzerne Kistchen mit der aufgesprühten Schablonenschrift, das wir

bei ihnen fanden, hätten sie noch nie gesehen. Auch der Inhalt sei ihnen nicht bekannt. Alle Verdächtigen, Jonathan, stammten aus ärmeren Verhältnissen. Quasselten uns was von geklauten Bohnen aus dem Supermarkt vor oder winselten von anderen kleinen Sünden. Keine Anzeichen illegaler Drogen. Abgesehen von selbstgebranntem Schnaps und Marihuana. Die Flüssigkeiten, die wir in den Kästchen fanden, sind jetzt im Labor und werden untersucht.« Sie holte tief Luft. »Klingt alles in allem ziemlich absurd. Was halten Sie davon?«

Alles passte nahtlos in Bricks Geschichte, aber ich musste erstaunt wirken. Ein Detail aber wollte ich noch wissen:

»Und was genau stand denn auf den Kistchen? Die Schablonenschrift, meine ich.«

»*Cobalt*«, sagte sie und legte mir das letzte passende Puzzleteil hin.

Was auch immer hier gerade passierte, es war mehr als nur seltsam. In meiner gesamten Karriere war mir dergleichen noch nie passiert. Andererseits geschahen in letzter Zeit zu viele merkwürdige Dinge, um mich noch zu fragen, ob mein Leben nicht doch verflucht war.

Parry starrte Löcher in ihre zentimeterdicke Schreibtischplatte und ich wusste einen Moment lang auch nicht, was ich sagen sollte. Dann aber begann ich zu analysieren.

»Warum tut er das?«

Parry sah auf. »Warum tut *wer* was?«, fragte sie verwirrt.

»Der anonyme Anrufer. Was bringt ihm das Ganze? Es scheint ja ganz offensichtlich nicht im Geringsten so zu sein, wie er es behauptete.«

Parry zuckte mit den Achseln. »Ich weiß nicht. Entweder, er kann sich so ein paar



Leute vom Hals schaffen, oder aber er hat die Typen angeschwärzt, um von etwas anderem abzulenken. Das scheint mir jedenfalls die realistischere Version zu sein. Vor allem in Anbetracht dessen, das spätestens morgen die meisten der zur Untersuchung inhaftierten Personen mangels Beweisen wieder frei sein werden.«

Meine Schlussfolgerung war ernüchternd. »Das heißt dann also, wer auch immer das ausgeheckt hat, ist entweder so genial, dass wir ihn nicht durchschauen, oder aber so dumm, dass wir es nicht fassen können.«

Dummheit und Genialität waren Geschwister, also konnte ich nicht mit Sicherheit sagen, welcher der beiden hier am Werk war.

»Ja«, meinte Parry. »Wir bleiben auf jeden Fall an dem Anrufer dran. Er hat von einer Telefonzelle in der Nähe der Brooks

aus angerufen. Keine Chance, ihn dort auf eine Sicherheitskamera zu bekommen. Als unsere Streife dort auftauchte, war er längst weg. Die Spurensicherung läuft aufgrund der vielen hundert Spuren sowieso bloß Sturm.«

*Also doch Anzeichen von Genialität*, dachte ich.

Allerdings - die Tatsache, dass alle Beschuldigten schon nach kurzer Zeit wieder frei sein würden, relativierte das Ganze. Und zeugte von grenzenloser Dummheit. Oder aber es war ein Teil des Plans.

Mir wurde allmählich schlecht von dem ganzen Gezeter. Ein riesiger Brei aus Chaos und Fehlinformationen, den ich heute Abend sicher nicht mehr aufdröseln wollte. Neben dem Feierabend war da auch noch Brick, der auf mich wartete. Also musste ich irgendeinen Abschluss finden - und eine

Entschuldigung, warum ich die nächsten paar Tage nicht ganz zur Verfügung stehen würde.

»Nun ... da wir hier wohl in einer Sackgasse stecken, muss ich wohl andere Wege finden, um weiterzukommen.«

Parry sah mich mit ungläubigem Gesichtsausdruck an. »Und was bitte wollen Sie *tun*?«

»Weiß nicht genau. Möglicherweise selbst einmal ein wenig Staub aufwirbeln.«  
Ich erhob mich.

»Und wo gehen Sie jetzt hin?«, fragte Parry, aber es war nur noch ein letzter schwacher Protest.

»Bloß nach Hause«, sagte ich. »Ich brauche dringend etwas Schlaf.«

## Totenstadt

*Michelle Parry*

»Machen Sie keine Dummheiten«, wollte ich noch sagen, doch schon schnappte das Schloss zu. Ich starrte die Tür an, die er gerade hinter sich geschlossen hatte. Jonathan wurde von Tag zu Tag verbitterter und ich konnte nichts dagegen tun. Nichts, das seinen Schmerz lindern mochte.

Die Sache mit seiner Frau hatte ihn innerlich völlig zerrüttet. Er liebte sie mehr als sich selbst und die jetzige Einsamkeit war dabei, ihn zu zerstören.

Er hatte immer schon seine eigene Art und Weise, die Dinge anzugehen, nur wurden seine Methoden in letzter Zeit zusehends radikaler. Letzte Woche erst gab er einem Verdächtigen, der seine Frau

geschlagen hatte, während des Verhörs eine saftige Ohrfeige. Jetzt wisse er, wie es sich anfühle, hilflos zu sein und geschlagen zu werden, sagte er zu dem Mann.

*Jonathan und die Frauen.*

Sie hatten schon immer diesen Einfluss auf ihn. Fast alle, außer mir.

Zwar konnte ich nicht das Geringste an seiner Integrität beanstanden, aber er zollte mir nicht mehr Respekt als einer kleinen Schwester.

Er hörte zu, ließ sich dann aber doch nichts befehlen, wenn er es besser zu wissen schien. Oder zumindest glaubte.

Letzten Endes musste ich für diese Abteilung geradestehen, doch was konnte ich ihm denn schon sagen? Er war im Krieg gewesen, ich bloß auf dem College.

Die Welt, für die er sich eingesetzt hatte, hatte ihm das weggenommen, das er am meisten geliebt hatte.

*Wieso sollte er dieser Welt also noch immer helfen wollen?*

Eigentlich konnte ich ihn gut verstehen, nur half das niemandem auch nur das Geringste. Jon war nie ein schlechter Mensch gewesen, aber früher oder später würde er jemandem ernsthaft schaden. Höchstwahrscheinlich und vor allem sich selbst. Das Schlimmste war, dass ich, außer ihm bei seinem Niedergang zuzusehen, nichts daran ändern konnte.

Jeden Tag starb sein Geist ein bisschen mehr, bis er im willenslosen Menschensumpf der Straßen untergehen würde.

Dann wäre er schlussendlich nur eine weitere seelenlose Hülle in einer Stadt, in der die meisten Leute ihr Leben gegen etwas, das sie Existenz nannten, eingetauscht hatten.

*Huch, schon wieder zu Ende ... ?*

*Nein, nur die kostenlose Leseprobe ist hier fertig.  
Die Story aber kommt gerade erst richtig in  
Fahrt!*

*Ich danke Ihnen, dass Sie bis hierhin gelesen  
haben und hoffe, dass es ihnen gefallen hat.  
Wenn Sie wissen wollen, wie es mit Jonathan  
und Brick weitergeht, warum die Beiden auf Liz  
treffen und wie ein vermeintlich schlaues  
Gangster-Trio unwissentlich die ganze Stadt in  
Gefahr bringt, besuchen Sie bitte den Shop auf  
der offiziellen Website des Buches.*

**Dieser Link führt sie direkt zum Shop:**

<http://www.deep-noir.com/shop.html>

*Im Shop finden alle verschiedenen Formate. Ob  
die günstige eBook Ausgabe, das preiswerte  
Taschenbuch oder die edle Hardcover-Version:*

*Es gibt für jeden Geschmack und jedes Budget  
die komplette Geschichte, welche sich über mehr  
als 400 Standardbuchseiten erstreckt!*

*Den ersten Viertel der Geschichte kenne Sie nun,  
der grössere Teil wartet bereits auf Sie!*

*Gerne empfangen Sie auch persönlich Fragen und  
Anregungen:*

*Schreiben Sie mir einfach via E-Mail oder  
Facebook:*

[d.c.abron@deep-noir.com](mailto:d.c.abron@deep-noir.com)

[facebook.com/aromandeepnoir](https://www.facebook.com/aromandeepnoir)

*Ich freue mich auf ihre Rückmeldungen und  
wünsche Ihnen viel Vergnügen beim Lesen!*

*Mit besten Grüßen*

*D.C. Abron*